Sitten-Bilder

der

Nationen und Jahrhunderte,

dargestellt

in Memoiren und Selbstbiographien.

I.

Memoiren des Herzogs von Richelieu.

Berlin, 1861.

Verlag von Reinhold Schlingmann.

Memoiren

des

Herzogs von Richelieu.

Aus dem Französischen.

Zweite Auflage.

Berlin, 1860.
Verlag von Reinhold Schlingmann.

Vorrede.

Der Historiker kann von seinem Standpunkte aus der Sittengeschichte nur eine gelegentliche Beachtung zuwenden und selbst bei den Momenten, wo er deren Darstellung unternimmt, vermag er schwer, ein lebensvolles Bild zu entwerfen, in welchem das individuelle Fühlen und naive Auffassen von Zeit und Sitte im Sinne der vergangenen Geschlechter hervortritt. Für diesen Zweck, den Leser in solche Zeiten zu versetzen, bleiben Memoiren das wichtigste Material und die unternommene Sammlung solcher wichtigen Zeitgemälde soll dies Interesse erwecken. Es wird der Nachwelt damit ein tieferer Einblick in das vergangene Leben der Völker und Zeiten, deren lebendigen Pulsschlag wir in der wohlconstruirten Darstellung politischer Actionen kaum mehr

fühlen, und deren Farbe und Frische uns verloren gegangen, vergönnt.

In diesem Sinne werden wir dem Publikum eine Reihe interessanter Schriftstücke aus verschiedenen Zeiten zuführen. Wir eröffnen dieselbe mit den Aufzeichnungen des Herzogs von Richelieu, von welchen neuerdings in Frankreich eine neue Ausgabe veranstaltet wurde. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er mit seltener Feinheit und Gewandheit seine Zeit in einem Gemälde spiegelt, in welchem sinnlicher Lebensgenuß die Hauptrolle spielt, daß er bei seiner Darstellung in dem Schriftsteller nie den Cavalier von hohem Range vergaß und somit in Sprache und Ausdruck den behandelten Gegenstand seiner Zeit adelte.

Ludwig der Vierzehnte war zwei und siebenzig Jahr alt, als ich bei Hofe vorgestellt ward; ich nicht mehr als vierzehn. Dies ist das Alter der Luftschlösser und der Täuschungen. Ich versank in dem Anblicke der Majestät, seiner Person und des Glanzes seines Hofes. Er empfing mich freundlich, denn er liebte den Namen Richelieu, den mein Groß-Oheim mit so vielem Ruhme geführt, und er besaß viel zu viel Scharfsinn, um nicht den Einfluß einzusehen, welchen er auf seine Regierung, deren Glanz er vorbereitete, gehabt hatte. Der Cardinal hatte dem König die unumschränkte Gewalt in die Hände gegeben, und Ludwig der Vierzehnte war zu eifersüchtig auf seine Macht, um nicht gegen die Nachkommen dieses Ministers dafür erkenntlich zu sein. Dies ist ohne Zweifel der Grund aller der Gnadenbezeugungen, womit er meinen Vater beehrte, der eben nicht sehr glücklich gewesen war, sich während einer an großen Ereignissen so fruchtbaren Regierung in seinem Dienste auszuzeichnen; und was ihn bewog den Sprößling einer Familie, gegen die er so viele Verbindlichkeiten zu haben glaubte, so gnädig aufzunehmen. Als meine erste Schüchternheit über-

wunden war, warf ich einen Blick auf diesen großen König und fand Alles übertroffen, was man nur von ihm gesagt hatte. Nie haben meine Augen wieder so etwas majestätisches gesehen; und von allen Menschen, die ich je kennen gelernt habe, schien er mir der zu sein, welcher am würdigsten war zu herrschen, und der zum Oberhaupt der französischen Nation hätte gewählt werden müssen, wenn ihn nicht seine Geburt schon auf den Thron gesetzt hätte. Sein erhabenes Wesen flößte Ehrfurcht ein. Ein Blick von ihm war Befehl, den man aus der Gewohnheit um ihn zu sein, schon zu errathen wußte. Er war zuweilen hintergangen worden, und glaubte es nun unaufhörlich zu werden. Bei der Cour behielt er immer die Würde eines Königs bei, und ließ selten den Menschen durchblicken. Er hatte Alles, was ihn umgab, an eine Art von Anbetung gewöhnt, und es schien etwas natürliches zu sein, ihm zu Füßen zu liegen. Schade um ihn, daß er so schwach war nur den Rath der Priester anzuhören, die sein Alter irre führten, indem sie ihn überredeten, daß der Himmel über seine ehemaligen Verirrungen zürne. Die Religion bedeckte ihm die Augen mit einem heiligen Schleier, und man verleitete ihn, Befehle zu unterzeichnen, die Frankreich große Wunden geschlagen haben. Unter diesem Geistesschwinden aber blickte noch immer der große Mann hervor, und er verdiente es wohl, daß man nicht aufhörte, den Herrn in ihm zu bewundern, welcher fast ganz Europa Gesetze gab. Als man bereits über die immer neuen Kriege seufzte, als der Staat eine Niederlage über die andere erlitt, sprach man doch noch immer von seinen ersten Siegen; das Volk litt an Allem Mangel, und doch unterhielt man den

König am Hofe von nichts als seinen ehemaligen Eroberungen. Eugen, aufgeblasen von seinen Siegen, nährte seine Feindschaft, welche er dem französischen Monarchen geschworen hatte, immer mehr; er setzte seinen Ruhm darein, ihn zu unterdrücken. Da er Villeroi, Tallard, den Herzog von Bourgogne, Boufflers und Villars in Verbindung mit Marlborough besiegt hatte, glaubte er zuverlässig seine Eroberungen bis Paris fortsetzen zu können; man fürchtete es auch und die Bestürzung war allgemein. Nur der König schien ruhig zu sein und unterließ nichts, was den großen Pomp, welchen er jederzeit geliebt hatte, zu erhalten diente. Die, welche Zutritt zum Innern des Hofes hatten, und Zeugen der Klagen waren, welche er so selten hören ließ, suchten alles auf, ihn zu zerstreuen.

Die Herzogin von Bourgogne, welche er liebte, ließ es sich mehr als irgend Jemand angelegen sein, den Kummer ihres Großvaters zu lindern. Heiter und geistreich, zerstreute sie den Greis durch allerlei Possen. Ihre muntern Antworten machten ihn lächeln; was sie nur vermochte ersann sie, ihm seine Unglücksfälle aus dem Sinn zu bringen; es wurden Bälle und Feste gegeben, wozu man das Liebenswürdigste, was der Hof nur besaß, einlud, und man kann leicht erachten, daß ein Kind von meinem Alter sich sehr glücklich dabei befand, diesen Lustbarkeiten beiwohnen zu dürfen. Die Unglücksfälle dieser Zeit gingen mich wenig an; ich dachte nur auf meine Vergnügungen zu Versailles und auf die Mittel sie mir oft zu verschaffen. Ich hatte eine Stiefmutter, welche meinen Vater, der schon sehr alt war und seine Schwachheiten hatte, regierte. Diese gute Frau hatte alles unter

ihren Händen; allein sie sorgte sehr kärglich für mein Vergnügen. Ich ging so dürftig wie nur möglich, nach meinem Stande, gekleidet; und beklagte ich mich darüber, so lachte sie und sagte: die Annehmlichkeiten meiner Person würden alles ersetzen. Dies Compliment füllte mir meine Börse nicht und versetzte mich in eine üble Laune, die oft laut wurde. Meine jungen Freunde neckten mich damit, aber ich zog mich immer auf Kosten meiner Stiefmutter, die ich nicht liebte, aus der Sache. Eines Tages, als man mein Kleid zu abgetragen fand, antwortete ich ihnen: „wundert Euch doch nicht darüber, es ist ja ein Stiefmutter-Kleid.“ Diejenigen, welche den Hof kennen, wissen am besten, was für ein Glück dergleichen Kleinigkeiten daselbst machen. Einige Tage lang lief dieses Bonmot von Mund zu Munde.

Ich war ein Kind und kannte noch nichts als den Ton des väterlichen Hauses; man setzte mich mit in das Verzeichniß der Tänzer, und ich befand mich bald in einer kleinen Gesellschaft, welche die Tänze wiederholen mußte, die man in des Königs Gegenwart gab. Beim Ball Paré fand ich mich fast zugleich mit dem Hofstaate, wie zu Paris ein; und da ich noch so jung war, so wollten mir die feinen Abstufungen des Respekts gegen eine solche Versammlung nicht recht einleuchten.

Eines Tages hatte die Herzogin von Bourgogne den Ball Paré mit dem Herzog von Berry eröffnet, und da sie als Prinzessin von Frankreich in Folge der Etiquette der damaligen Zeit, mit keinem andern als einem Prinzen oder Herzog tanzen konnte, wenn sie allein tanzte, so forderte sie den Herzog von Brissac auf. Nun war es Mode, daß der

Tänzer die folgende Menuet mit eben der Dame tanzen mußte, welche ihn aufgefordert hatte. Der Herzog von Brissac aber ließ die Herzogin von Bourgogne sitzen, und forderte eine andere Dame auf! Jedermann fiel seine Zerstreuung in die Augen; selbst die Prinzessin, welche wieder zu ihrem Sitze geführt war, stand schon auf, weil sie sich nicht einbilden konnte, daß man sie vergessen würde; allein sie setzte sich nieder als sie sah, daß der Tanz anging, und dieses machte eine kleine Bewegung im Saale. Der Herzog von Brissac tanzte seine Menuet; als sie vollendet war, kam eben die Dame welche er nicht hätte wählen sollen, zu mir und forderte mich auf; ich machte aber mit Vorsatz eben den Verstoß, welchen Brissac gegen die Herzogin von Bourgogne gemacht hatte, und statt sie wieder aufzufordern, wie ich hätte thun sollen, forderte ich die Herzogin von Bourgogne mit den Worten auf: „erlauben Sie mir Madame, daß ich den Fehler meines Freundes Brissac wieder gut mache."

Dieser Scherz, welcher eben so gut für Impertinenz gelten konnte, machte Alle lachen, wurde ganz wohl aufgenommen und verschaffte dem kleinen Herzoge Ruf. Man bewunderte meine Gegenwart des Geistes, und der König selbst ergötzte sich daran; jeder wollte mich beim Mittag- und Abend-Essen haben, man stritt sich um dieses Vergnügen, und von der Zeit an that es die Herzogin von Bourgogne nicht anders, ich mußte bei jedem Feste zugegen sein. War ich auch die ersten Tage über, wo ich am Hofe erschien, etwas schüchtern gewesen, so hatte ich doch diesen Fehler bald abgelegt; in kurzer Zeit ward ich sehr beherzt, denn ich sah, daß mir alles glückte. Man sprach von nichts als von meinen

sinnreichen Einfällen und von meinem Geiste; ich wurde ein kleines Spielzeug am Hofe; der König selbst lachte zuweilen über meine drolligen Wagstücke, und seine Gegenwart hatte bald keine Wirkung mehr auf mich. Ich war das verzogene Kind aller Damen: Frau von Maintenon fand mich allerliebst und sagte, daß ich schon anfing ein Mann zu werden. Indeß ich aber die Erfüllung ihrer Weissagung erwartete, war ich schon sehr verwegen und ausgelassen. Die Herzogin von Bourgogne überhäufte mich mit Güte, und obgleich sie Thronerbin war, so sah ich doch nur das artige, brünette und anziehende Frauenzimmer in ihr; jede hatte mich gern und ich fand daher nichts außerordentliches darin, daß eine große Prinzessin mich mit eben den Augen betrachtete; in kurzer Zeit war ich vertraut mit ihr. Ich erhielt die Erlaubniß ihr den Hof zu machen; ich ging sehr oft zu ihr, um einige Figuren aus einem Tanze in ihrem Schlafzimmer zu wiederholen: man belustigte sich mit kleinen Spielen, wobei ich mit meinen Verwegenheiten glänzte; sie wurden beklatscht und ich bekam Muth zu größeren.

Einst hatte ich mich, ehe die Prinzessin erschien, hinter ihre Bettgardinen versteckt, um doch zu hören, wie man wohl über uns urtheilte. Es währte nicht lange, so war alles versammelt. Es hat ihm beliebt, sagten einige Tänzerinnen, anderen Frauenzimmern den Hof zu machen. Meine Mittänzer, die ein wenig eifersüchtig auf mich waren, murmelten ganz leise, daß das den Respekt gegen die Prinzessin aus den Augen setzen hieße; sie allein entschuldigte mich: „in seinem Alter," sagte sie, „muß man ihm schon etwas hingehen lassen; andere Frauenzimmer, meine Damen, können dieses Kind

auch sehr liebenswürdig finden, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn man ihn uns vorenthält." Ich machte darauf eine Bewegung, daß der Vorhang rauschte. Kaum wurde es bemerkt, als mehr als eine Dame in Furcht gerieth und wissen wollte, was da wohl versteckt sein möchte? Aus Schaam, eher ertappt zu werden, als ich mich selbst gezeigt hatte, fuhr ich unter das Bett; die Gardine bewegte sich auf's neue, und in dem Augenblicke entflohen die Damen. Brissac trat herzu, „es ist ein Mensch," rief er aus; „ein Mensch!" schallte es wieder zurück! — Mein Glück war es, daß er mich, indem er sich bückte, erkannte; sonst würde dieses Abentheuer gefährliche Folgen für mich gehabt haben. Er ergriff mich beim Beine und rief: „ich habe den Dieb, es ist Fronsac." Man half ihm, mich wieder hervorzuziehen, und ich erschien ein wenig beschämt und entkräuselt. Alle sahen sich einander an; Niemand unterstand sich zu reden. — Ich fiel der Herzogin von Bourgogne zu Füßen. Sie brach in ein Gelächter aus; und dieses Lachen flößte mir wieder Muth ein; ich ergriff ihre Hand und küßte sie. „Ich bitte um Verzeihung, Madame," sagte ich, „ich wollte nur hören, was diese Damen von mir denken, und ich bitte unterthänig, vergessen Sie die Unbesonnenheit, daß ich wissen wollte, in welcher Achtung ich stehe." „Alles läßt sich noch wohl entschuldigen," erwiderte die Prinzessin, „nur nicht die Furcht, welche Sie uns eingejagt haben;" und nun ließ sie sogleich die Wiederholung, welche dadurch war verzögert worden, ihren Anfang nehmen. Dieser Vorfall, welcher zeigt, was für ein Wagehals ich war, nebst anderen Verwegenheiten, konnten mich einige Zeit in die Bastille bringen. So viel ist gewiß,

ich sah das Gefährliche meiner Handlungen nicht ein und wurde von Tag zu Tage freier bei der Herzogin von Bourgogne. Ich hatte sogar einmal die Verwegenheit, sie umarmen zu wollen, und ich weiß nicht was daraus erfolgt wäre, wenn ich die Gelegenheit mit ihr allein zu sein, oft gehabt hätte; ich würde alles gewagt haben, und ich wäre sicher entweder glücklich oder verloren gewesen.

Dieses Feuer meiner Jugend, das man zu meinem Unglücke wenig dämpfte, vergrößerte sich nur immer mehr. Ich galt bald für den Helden der galantesten Abentheuer. Die Unbesonnenheit und die Eifersucht einiger Damen bestätigten denjenigen die Wahrheit, die sie nur oft erst muthmaßten. Madame**, die sich erst vor kurzem vermählt hatte, war eine der Ersten, die mich in Ruf brachten; sie verfolgte mich überall. Eines Tages, wo sie auf meinem Schooße saß, trat ihr Mann in's Zimmer und sie that einen lauten Schrei. „Warum wollen Sie denn," sagte ich, ohne meine Besonnenheit zu verlieren, „mich durchaus nicht umarmen? Ich gebe nicht nach, und gerade in Gegenwart des Herrn Marquis müssen Sie Ihre Schuld abtragen. Wir haben gewettet, ich habe gewonnen, und daß Sie bezahlen ist nicht mehr als billig." „Das müssen Sie, meine theure Gemahlin," erwiderte der gute Eheherr, „Herr von Fronsac hat recht, ein Biedermann bezahlt seine Schulden." Die Dame that noch immer, als ob sie nicht daran wollte, und verschaffte mir dadurch Zeit mich wieder in Ordnung zu bringen. Endlich umarmte ich die Frau mit Erlaubniß des Mannes, weil man, seiner Behauptung nach, lieber nachgeben, als sich sein Haar

in Unordnung bringen lassen müsse. Ich gehorchte alsdann. Madame**, die nun beruhigt war, konnte sich des Lachens nicht enthalten, und ihr zufriedener Gemahl klatschte sich selbst Beifall zu, daß er diesen Zwist beigelegt hatte. „Ohne mich,“ rief er aus, und umarmte nun seine Gemahlin, „würde er noch lange gedauert haben.“ „So lange als mir immer möglich gewesen wäre,“ erwiderte ich. „Da hören Sie es, Madame! sehen Sie nur,“ fuhr er fort, „welche Verbindlichkeit Sie gegen mich haben! Ich kenne ihn, er ist ein Starrkopf, er hätte sein Wort gehalten, und ich bin daher von Herzen froh, daß ich Sie aus dieser Verlegenheit gerissen habe. Man kann wohl denken, was in mir vorging. Ich war gewaltig eitel auf meine Gegenwart des Geistes, und Madame** hatte mich nur noch um desto lieber. Sie konnte sich das Vergnügen nicht versagen, dieses Abentheuer einer Freundin zu erzählen, diese erzählte es wieder einer andern und es verschaffte mir unendlich viel Ehre. Ein Liebhaber mit so viel Gegenwart des Geistes, war, nach ihrer Meinung, ein Phönix, zum Bezaubern. Die Damen wiesen auf mich als Muster, wenn sich Jemand in Liebeshändeln linkisch benommen hatte: Fronsac, hieß es gleich, würde es nicht so gemacht haben. Man glaubt nicht, wie viele Gunstbezeugungen mir dieser Ruf verschaffte.

Mitten in dem Strudel wünschte die Herzogin** mich beständig zu machen. Schon lange und oft hatte ich ihr meine Liebe betheuert, aber sie war nicht zu überreden. Sie begegnete mir gerade zu einer Zeit, wo ich es am wenigsten erwartete, und in einer Gesellschaft von Damen, die ihr Ur-

sache gaben, an meiner Aufrichtigkeit zu zweifeln; und dies verzögerte den glücklichen Augenblick, nach dem ich mich sehnte. Sie warf mir meine Jugend, meine Unbesonnenheit vor; aber ihre schönen blauen Augen, die sie so schmachtend auf mich heftete, straften ihren Mund Lügen. Ich sah nur zu gut ein, daß ich geliebt ward, und doch kam ich um nichts weiter mit ihr. Die Herzogin ** besaß wirklich Grundsätze, und sie hat mir unter allen Frauenzimmern, über welche ich in meiner Jugend gesiegt habe, die meiste Mühe gekostet; sie schätzte ihren Gemahl, ohne ihn zu lieben, und glaubte, eine Frau sei ihren Pflichten alles schuldig. Da aber über lang oder kurz auch die vernünftigste Frau eine Thorheit begehen muß, so ward ich der Stein des Anstoßes, woran der Himmel, welcher über die eiteln Entschlüsse der Menschen lacht, ihre romanhaften Ideen von Tugend scheitern ließ. Mich verdroß ihr Widerstand, und je mehr Hindernisse ich in dem Wege fand, desto eifriger suchte ich sie zu überwinden. Auch sie hatte den Auftritt mit angesehen, der im Zimmer der Herzogin von Bourgogne vorgefallen war, und glaubte wie alle übrigen, die dabei zugegen gewesen waren, daß die Leichtigkeit, womit die Prinzessin mir verziehen hatte, von einer geheimen Verbindung zwischen uns zeuge. Ich sah ein, daß sie sich vor dieser Nebenbuhlerin fürchtete, und that alles was ich nur konnte, es ihr aus dem Sinne zu reden. Indeß kitzelte es mich doch nicht wenig in diesem Lichte betrachtet zu werden. Die Erbin des Thrones in meinen Fesseln! Dieser Gedanke machte mich stolz, und ich vertheidigte mich auf eine Art, welche sie nur desto mehr überredete, daß das Gerücht davon wohl nicht ohne Grund sein müsse. Ich sagte

zwar nein, aber doch so, daß sie das Gegentheil glaubte, und im Innern meines Herzens war ich fest überzeugt, daß, wenn die Herzogin von Bourgogne für den Augenblick auch noch nicht meine Siege vermehrt hatte, es doch nicht mehr fern sein konnte.

Bei alle dem kam ich bei der Herzogin** um keinen Schritt weiter. Ich tröstete mich über ihre Weigerungen bei Madame**; aber oft brachte mich nur das Bedürfniß dahin, und der Widerwille nöthigte mich eher wieder fortzugehen, als ich es mir vorgenommen hatte. Das Verlangen, ein neues Frauenzimmer zu erobern, raubt demjenigen, das man besitzt, alle Reize. Ueberdem ist man mit diesen Reizen schon bekannt, die andern sollen noch erst der Gegenstand der Bewunderung werden; und ich muß gestehen, daß die Ungeduld sie zu besitzen fast immer einen Zauber über sie verbreitet, den sie bei näherer Bekanntschaft gewöhnlich verlieren.

Eines Tages warf sie mir vor: daß man sich nicht auf mich verlassen könnte, und daß die Betheurungen, welche ich ihr gäbe, eben so lauteten als die, welche ich allen andern Schönen vorsagte. Ich warf mich ihr zu Füßen und versicherte ihr: was mir mein Herz gegen sie eingäbe, wäre neu und ganz aufrichtig. Sie lachte laut auf und sagte: unverschämter müsse man doch nicht lügen können. Anfangs verlor ich die Fassung, ich erholte mich aber gleich wieder, ergriff ihre Hand, küßte sie, und indem ich eine ziemliche Weile in dieser gekrümmten Stellung blieb, rieb ich sie sanft an meine Augen. Meine Stellung und das sanfte Reiben brachte eine Röthe hervor; ich dachte an die traurigsten Gegenstände, und meine Augen füllten sich mit Thränen; nun

erhob ich mein Haupt, um sie diese kostbaren Thränen, welche mir über die Wangen rollten, sehen zu lassen. „Ich Sie nicht lieben?“ sagte ich zu ihr, mit einem in's Herz dringenden Tone! „Sehen Sie da Ihr Werk, sehen Sie die ersten Thränen, welche mir die Liebe entlockt, diese mir so schlecht vergoltene Liebe, die mich unglücklich macht. Bis jetzt empfand ich nur Begierden, im Umgange mit Ihnen aber habe ich die Liebe kennen gelernt; Sie sind das einzige Frauenzimmer, das ich aufrichtig liebe, und das einzige, welches grausam gegen mich ist.“ Das war es ungefähr was ich, aber mit gebrochener Stimme, sagte, um meinen Worten mehr Gewicht zu geben.

Die Herzogin war erstaunt und gerührt, und wollte kaum glauben, was sie sah; ganz wie von selbst näherte sich ihre Wange der meinigen, und fing die kostbaren Beweise meiner Zärtlichkeit auf. Sie seufzte, schlug ihre schönen Augen gen Himmel, heftete sie alsdann auf mich und sagte zu mir mit einem Tone, der in's Herz dringen mußte. „Sie lieben mich, ich kann nicht zweifeln, ach, lieber Fronsac, wie gefährlich sind Sie!“ Sie ließ ihren Kopf wieder auf meine Schultern sinken; ich bedeckte ihren Mund mit den flammendsten Küssen, und der ihrige vertauschte auch bald das Reden mit diesem süßen Geschäft. Ich muß gestehen, dieser Augenblick war einer der köstlichsten meines Lebens. Das Rasseln eines Wagens unterbrach ihn, sie fürchtete ihren Gemahl; ich begab mich fort, fluchte auf den Ueberlästigen, und sagte zu mir selbst: „sie ist mein!“ Ich habe später meine Betrachtungen darüber angestellt, wie überredend doch die Gabe zu weinen in der Liebe ist. Ich wußte mir's Dank, daß ich sie benutzt

hatte, und ich habe bei mehr als einer Gelegenheit sorgfältig Gebrauch davon gemacht. Hat man nur erst einige Fertigkeit darin, so weint man sehr leicht, und es gibt Weiber, bei denen dies Talent Wunder thut.

Ich war mit mir zufrieden, und, verliebter als jemals in die Herzogin **, forschte ich nach dem günstigen Augenblick sie wieder zu sehen; er schien sich immer mehr von mir zu entfernen und ich fand sehr viele Hindernisse. Endlich wurde ihr Gemahl, der ein ansehnliches Amt bei Hofe bekleidete, in einer besondern Angelegenheit nach Languedoc gesandt, und die Herzogin **, welche die Ruhe liebte, erhielt von der Herzogin von Bourgogne die Erlaubniß, einige Zeit auf ein Landgut zu gehen, welches sie nicht weit von Nantes besaß. Dies hören und dahinfliegen war fast das Werk eines Augenblicks. Die Herzogin befand sich schon ein paar Tage dort; einige sehr liebenswürdige Damen leisteten ihr Gesellschaft, und ich war die dritte Mannsperson unter ihnen. Ich ward sehr wohl aufgenommen, die Herzogin erröthete und vermied einige Tage lang alle Gelegenheit mit mir allein zu sein. Diese Frau kämpfte mit sich selbst, und während sie meine Geduld auf's äußerste trieb, machte sie doch, daß ich heimlich lachen mußte, weil ich sah, wie die Tugend in Gefahr war, von der Liebe besiegt zu werden. Ich sah zu gut ein, daß die Liebe den Sieg davon tragen würde, und ich bereitete mich auf eine vollkommene Entschädigung für einen so langen Angriff. Endlich näherte sich dieser schöne, dieser himmlische Tag. Wir waren seit meiner Ankunft ganz darauf bedacht gewesen, die Fröhlichkeit wieder zu beleben, ich hatte das schmachtende Wesen, womit ich die

Gesellschaft gleich für mich einnahm, abgelegt, und jeder Tag brachte neue Feste zum Vorschein, wobei man ein Vergnügen darin suchte, einander muthwillige Streiche zu spielen. Ich hatte schon den meisten Damen einen Possen gespielt, und sie waren alle aus Furcht vor Ueberraschung auf ihrer Hut. Sie hielten deshalb unter dem Vorsitze der Herzogin eine Versammlung wie sie mir das wieder zurückgeben sollten, was ich ihnen schon gethan hatte. Es wurde beschlossen, die Scheidewand aus meinem Zimmer, welches an das meinige stieß, wegzunehmen und sie so zu stellen, daß man sie mit geringer Mühe umstoßen konnte; man hatte sie von allen Seiten durchlöchert und Bindfäden durchgezogen, woran Meublen befestigt waren, welche auf einen beliebigen Zug jener Fäden im benachbarten Zimmer, in Bewegung gesetzt werden sollten. Jetzt kam es nur noch darauf an, mich in ein anderes Zimmer zu betten, ohne daß ich die Ursache davon errieth. Als es Abend ward, nahm man die Vorhänge von meinem Bette weg und schüttete eine Menge Wasser hinein, brannte Leinwand in meiner Kammer an und verbreitete das Gerücht; daß der Fußboden-Bohner, als er für meinen Bedienten nach dem Mittagsmahle hätte Wasser holen müssen, aus Unvorsichtigkeit die Bettvorhänge in Brand gesteckt hätte. Einige dahin abgeschickte Vertraute machten Lärm. Ich eilte auf mein Zimmer; es war schon voll Rauch und mein Bett schwamm ganz in Wasser. Nachdem man erst recht viel Aufhebens von dem Glücke gemacht hatte, daß dieser Zufall, welcher bei nicht so guten Vorkehrungsmitttelu leicht das ganze Schloß hätte in Asche legen können, von keinen Folgen gewesen wäre, entschied man dahin, daß ich

nun unmöglich in diesem Zimmer schlafen könnte und ließ meine Sachen in dasjenige bringen, welches dazu eingerichtet war, sie für meine ihnen gespielte Streiche zu rächen. Die Damen wünschten mir Glück, daß ich nichts dabei eingebüßt hätte: die Freude glänzte auf ihren Gesichtern, und ich schrieb ihr augenscheinliches Vergnügen der Theilnahme zu, die sie, meinem Glauben nach, an mir nahmen. Ich bildete mir nichts weniger ein, als daß sie sich über einen vorhabenden Spaß im voraus freuten. Ich hegte, ich gestehe es, nicht das geringste Mißtrauen, und sagte selbst der Herzogin **, welche lächelte, einige Höflichkeiten darüber, daß alles so gut abgelaufen wäre.

Wir speisten vergnügt zu Abend, aber kaum war die Gesellschaft in den Garten gegangen, als man schon von zu Bette gehen sprach. Man nahm zum Vorwande, daß dasjenige, was in meinem Schlafzimmer, wiewohl ohne üble Folgen, vorgefallen wäre, nichts desto weniger im ersten Augenblicke einen solchen Schrecken eingejagt hätte, daß man noch die Spuren davon empfände; man klagte über Kopfweh, über Müdigkeit, und statt sich, der Gewohnheit nach, noch zum Spiele zu setzen, verließ man schon den Saal, der sonst vor ein oder zwölf Uhr nicht leer ward, um eilf Uhr. Ich begab mich in ein neues Zimmer, weil ich nichts besseres anfangen konnte. Es war die Einrichtung so getroffen, daß mein Bedienter weit von mir schlief. Nachdem ich einige Zeit gelesen hatte, löschte ich mein Licht aus und beschäftigte mich in Gedanken mit meiner lieben Herzogin. Ich wollte das Landgut nicht eher verlassen, bis ich zuverlässige Proben von ihrer Zärtlichkeit erhalten hätte, und ich nahm mir's vor,

keine Gelegenheit, welche sich dazu erböte, vorbei schlüpfen zu lassen. Voll von diesen Gedanken, welche meine Einbildungskraft angenehm beschäftigten, schlief ich ein. Ich ward aber bald wieder von einem Geräusch, daß ich vernahm, aufgeweckt; ein Stuhl, der am Fenster stand, rückte langsam auf mein Bett zu. Ich setzte mich aufrecht, das Geräusch dauerte fort; ich fragte: „wer da?" Niemand antwortete, und in dem Augenblick fiel eine Wasser-Karafine mit Krachen auf den Boden. Ich wußte nicht was das bedeuten sollte, ich sprang aus dem Bette, und indem ich aus dem Zimmer gehen wollte, stieß ich mit der Wange an einen Bindfaden, der in Unordnung gerathen war. Ich verfolgte ihn mit der Hand und sah bald was er zum Zweck hatte, ich legte mich wieder nieder und verhielt mich ruhig. Auf einmal erschallte von der andern Seite ein lautes Gelächter, und zu gleicher Zeit fühlte ich mich mit Wasser bespritzt.

Um mich davor zu bewahren, verschob ich mein Bett, zog die Vorhänge zwischen der Mauer und mir zu, lachte die Schauspieler aus, und forderte sie auf, etwas Neues zu ersinnen. Auf einmal ist alles still. Es erhebt sich aufs neue ein Geräusch, Hammerschläge kündigen eine Zerstörung an, ich erwarte das Ende des Getöses, und plötzlich zerfällt die Scheidewand in Trümmern, wie eine Dekoration in der Oper. Man stelle sich nun mein Erstaunen vor, als ich acht bis zehn Damen in Nachthauben, mit Theeschalen voll Wasser in den Händen, um mein Bett im Kreise stehen sah, die mir dieses Wasser unter dem Vorwande, daß es warm wäre und man sich erfrischen müßte, über den Leib schütteten! Ich verhüllte mich ganz in meine Betttücher, und hörte sagen: „er fürchtet

sich! gut! er hat uns so manchen Streich gespielt; wir müssen es ihm wett machen.“ Es erfolgte wieder eine Lage Wasser! „Nein, nein,“ schrie eine andere Stimme, „laßt uns ihn in seinem Bette festbinden, und morgen früh muß er uns gute Worte geben, wenn er heraus will.“ Meine Lage war gar nicht bequem: es fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, Rache an ihnen zu nehmen. Ich zog leise mein Hemd herunter, sprang plötzlich aus dem Bette und stand vor ihnen wie der gute Vater Adam vor seinem Fall in Eden. Ueber diese Erscheinnng brachen sie in ein allgemeines Geschrei aus. Der Anblick des Teufels würde eine Schaar Nonnen auf dem Rückwege aus der Beichte gewiß nicht so geschwind in die Flucht geschlagen haben, als der meinige diese Damen; jede wollte die erste sein. Die meisten Lichter erloschen auf der Flucht, welche ich noch dadurch beschleunigte, daß ich ausrief, die, welche ich einhole, muß mit mir zurück. Mein Bett war naß und ich hielt es daher für höchst billig, eines von den Betten der Damen einzunehmen. Sie hatten sich in den Saal geflüchtet, und ich erreichte eine geheime Treppe, die ich wenig kannte, welche mich aber auf einem kleinen Umwege in das Schlafzimmer der Herzogin führte; es war Niemand darin. Alles war hinaus gegangen mir den Possen zu spielen. Ich bedachte mich nicht lange und begab mich hinter das Bett, ohne eine Spur zu hinterlassen. Hier verbarg ich mich bis über den Kopf zwischen dem Bette selbst und dem Seitenbrette, daß es unmöglich war, auf den geringsten Verdacht zu gerathen. Ich war nicht sehr stark, und ich möchte den gesehen haben, der es hätte merken können, daß sich eine Mannsperson daselbst befände. Das Herz schlug mir vor Un-

geduld und Verlangen. Nach wenigen Augenblicken kam auch die Herzogin an, und sagte noch zu ihrer Kammerjungfer: „es war mehr Leichtsinn in dem was Herr von Fronsac that.“ Doch gestand sie, daß man mich etwas übel behandelt hätte, und während dieser Unterredung legte sie ihre Nachtkleidung an. Ich hob unbemerkt die Oberdecke auf und sah von Zeit zu Zeit nach der Herzogin, die es sich ganz bequem machte, weil sie mit ihrer Kammerjungfer allein zu sein glaubte.

Meine erhitzte Einbildungskraft verschönerte alles, was ich sah; die kleinste Handlung, welche dabei vorfiel, bezauberte mich mehr als alles, was ich noch je erfahren hatte. Ich war über alle Vorstellung trunken, und küßte in Ermangelung des Bessern die Betttücher. Die Herzogin glaubte, daß ihr etwas über den Leib liefe; ihre Kammerjungfer suchte darnach und versetzte sie dadurch in eben den Zustand, worin ich vor wenig Minuten in meinem Zimmer den Damen erschienen war, Ich verschlang das mit den Augen, was ich hätte schon fühlen und genießen mögen. Venus, welche die Maler so schön aus den Wellen steigen lassen, wäre mir nicht so reizend gewesen. Die Herzogin schien mir himmlisch zu sein und mein Herz schlug so heftig, das ich befürchtete ohnmächtig zu werden. Endlich legte sie sich in's Bett, ich wagte es nicht zu athmen, still lag ich in meinem kleinen Winkel, nahm sehr wenig Raum ein und hätte mich noch mehr einschränken wollen. Sie verlangte ein Buch; ich litt unaussprechlich. Die Kammerjungfer ging hinaus, schloß die Thür ab, und ließ mich mit dem allein, was mir das liebste auf der Welt war. Ich kämpfte zwischen der Begierde mich ihr zu nähern und der Furcht sie zu erschrecken. Indessen erstickte ich bei-

nahe unter der Oberdecke, welche ich wieder herübergezogen hatte. So viel ich merkte, las meine Herzogin, jetzt hörte ich sie seufzen, und nun meinen Namen nennen. Ich wagte es, leise meinen Kopf unter der Decke hervor zu strecken, worunter ich es nicht mehr auszuhalten vermochte. Meine Herzogin war zu vertieft, und ward es nicht gewahr, sie las in einem fort. Einige Minuten darauf legte sie das Buch auf den Nachttisch, und sagte: „nein, man kann nicht so lieben;" sie seufzte. Ihr Gesicht war von mir weg nach der andern Seite gewandt. — „Ach!" fing sie wieder an, „so sind die Männer nur zu unserm Unglück geschaffen?" Eine Stille. — „Ein Kind könnte ich lieben!" Wieder eine Stille. „Wenigstens soll er es doch um meiner eigenen Ruhe willen nicht erfahren." Ich wollte warten, bis sie das Wachslicht ausgelöscht hätte; aber ich konnte es nicht länger aushalten. Ich fuhr schnell auf sie zu. Ein Schrei, welchen ich dadurch unterdrückte, daß ich ihr den Mund zuhielt, war das erste Zeichen ihres Schreckens. „Ich bin es," sagte ich, „schreien Sie nicht! Es ist Fronsac, der Sie liebt, der Sie anbetet, der sich so nahe bei Ihnen befindet." Sie wollte klingeln, ich hielt ihr die Hand, sie fing an zu weinen, und beschwor mich fortzugehen. Meine Antwort war eine feurige Umarmung. Die Verzweiflung brachte sie außer sich; ich sah den Augenblick, wo ich genöthigt sein würde sie fahren zu lassen. Alle Schimpfwörter wurden bei dieser Gelegenheit an mir verschwendet; aber, trotz ihres Widerstandes, war ich doch bald so sträflich, daß sie befürchten mußte, durch vieles Schreien ihre Ehre in Gefahr zu setzen. Amor wurde Sieger, und meine Schwüre thaten nun mehr Wirkung, als sie je gethan hatten. Köst-

liche Nacht, deren Andenken mir noch, nach mehr als dreißig Jahren, großes Vergnügen gewährt! Eine tugendhafte Frau, die sich verirrt, ist weit süßer, als jedes andere Frauenzimmer.

Die Herzogin überließ sich nun mit desto weniger Zurückhaltung der Empfindung, die sie gegen mich hegte und so lange Zeit besiegt hatte. Ich liebte sie in dem Augenblicke so wahrhaftig, daß sie mich für aufrichtig hielt. Sie war nun ganz Liebe; und nach einigen Seufzern und einiger Reue über ihre sterbende Tugend gab sie sich mir gänzlich hin. Sie schmeckte, wie ich, zum erstenmale die Süßigkeiten, welche nur eine große befriedigte Leidenschaft allein gewähren kann; und vier Stunden verstrichen, ehe wir noch Zeit gewonnen hatten, uns zu sagen, daß wir uns liebten. Endlich trat die Ueberlegenheit an die Stelle der Trunkenheit. Die Herzogin besann sich, daß wir eingeschlossen wären und ward gewahr, daß der Zustand, worin ich mich befand, es nothwendig machte, mich noch vor Tage in mein Zimmer zu verfügen. Die Ueberlegung wich der Furcht, Thränen mischten sich darein, meine Herzogin hielt sich für verloren. Ich selbst wußte im ersten Augenblicke nicht, wie ich mich aus der Sache ziehen sollte, und die Unruhe hatte mich um allen weitern Genuß gebracht. Ich wollte untersuchen, ob ich nicht aus dem Fenster springen könnte; aber in dem Stande der Natur wagte ich es nicht, diesen Ausweg zu wählen. Auch die Herzogin war ganz verlegen darüber, und beschwor mich, ihren guten Namen nicht auf's Spiel zu setzen, und ein so gefährliches Mittel zu ergreifen; überdies könnte ich ja auch Schaden nehmen, ein Gedanke, welcher das Maaß der zärtlichen Besorgnisse meiner Geliebten nun vollends überfließen

machte. Endlich gab mir der Gott, welcher die Liebenden schützt, eine List ein, welche uns aus der Verlegenheit half. Ganz ruhmredig ging ich wieder zum Bette der Herzogin zurück. Sie wollte noch immer in Thränen zerfließen und rief aus: „was habe ich gemacht!“ Ich sprach ihr Muth ein, ich sagte ihr: „mein guter Geist würde uns nun bald aus dieser Verlegenheit reißen.“ Die Liebe verbannte allmälig die Furcht, und wir vergaßen noch einmal den Augenblick der Angst. Sie war so hinreißend für mich, daß ich mich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen. Wir sagten uns immer einander, daß es einmal Zeit sei, gescheidt zu werden, und fanden uns in eben dem Augenblicke aufgelegt uns aufs neue zu vergessen. Endlich siegte doch die Vernunft über uns, die Herzogin befolgte meinen Rath und klingelte ihrer Kammerjungfer. Die Zwischenzeit strich indeß nicht ungenutzt vorbei. Ich versiegelte den Schwur meiner ewigen Treue mit einem Kusse auf ihre Lippen; es war damals wirklich mein Vorsatz Wort zu halten; aber der Mensch ist zu schwach seines gegebenen Wortes in dem Augenblicke zu gedenken, wo seine verirrten Sinne ihn behindern die Wichtigkeit desselben recht einzusehen. Die Kammerjungfer kam, und war ganz erschrocken, daß man ihr so früh geklingelt hatte; denn es war noch nicht fünf Uhr. Unserer Abrede gemäß klagte die Herzogin über sehr heftige Leibschmerzen und verlangte lauwarmes Wasser, recht stark gezuckert. Sie hatte von der erlittenen Angst ein so mattes und leidendes Ansehen, daß die Kammerjungfer ganz getäuscht ward und sie sehr verändert fand. Während dieser Komödie lag ich an eben dem Orte versteckt, wo ich so ungeduldig erwartet hatte,

daß sich die Herzogin zu Bette legen sollte; nur mit dem Unterschiede, daß ich jetzt weit ruhiger war. Meine verirrte Hand drückte mehr oder weniger die Gegenstände, die ihr in den Weg kamen, zum Zeichen des Beifalls über das, was die Herzogin sagte oder that. Die Kammerjungfer wollte ihr mit Gewalt zur Linderung der Schmerzen den Leib reiben; aber sie nahm es, wie man leicht denken kann, nicht an, sondern hieß sie fortgehen das Wasser zu holen, dessen sie so benöthigt wäre. Mir war die übertriebene Sorgfalt dieses Mädchens unausstehlich. „Sicher haben Sie Sich," sagte sie, „gestern Abend etwas erkältet; und daran ist nichts als der Streich Schuld, welchen man dem Herzog von Fronsac spielen wollte." Sie schien mir recht zu haben, und ich drückte daher meine Herzogin sehr stark, die nun eine Bewegung machte, welche mir ihre Ungeduld zu erkennen gab. Endlich gingen ihre Nutzanwendungen zu Ende. Man empfahl ihr das Wasser eilig warm zu machen und ungesäumt herein zu bringen. Die Herzogin rief ihr noch nach: sie möchte die Thür nur offen lassen, um desto geschwinder fertig zu werden. Das gute Mädchen eilte nun jammernd fort, das zu bewerkstelligen, was man ihr aufgetragen hatte. Kaum war sie hinaus, als ich schon mein Versteck verließ und auf den Zehen nach der Thür schlich, um zu horchen ob es sicher wäre. Sobald ich gewiß war, das ich ungesehen hinausgehen könnte, begab ich mich wieder nach der kleinen geheimen Treppe, die mich am Abend vorher so glücklich in das Zimmer der Herzogin gebracht hatte, und stieg mit aller Schnelligkeit eines Menschen, der nicht gesehen sein will, hinauf. Als ich in den Corridor kam, der nach meinem Zimmer führte,

nöthigte mich das Geräusch einer Thür, welche man öffnete, in eine Kammer zu flüchten, wo man Holz aufbewahrte. Zu meinem Ungemach war sie so voll, daß ich es sehr unbequem darin hatte und mir einen Splitter in den Fuß stieß, der mir sehr viel Schmerz verursachte.

Dieser verdrießliche Zufall kam von einem großen Bengel von Bedienten her, der sein Schlafzimmer neben dem Vorzimmer seines Herrn hatte, und bei Zeiten aufgestanden war, um im Fenster des Corridors gemächlich eine Pfeife Tabak zu rauchen. Ich wurde ungeduldig und wünschte ihn von ganzem Herzen zum Teufel. Beinahe hätte ich mein Glück verflucht, so weh that mir mein Fuß. Meine Pein ganz vollständig zu machen, wurde ich von den Aesten des Holzes gemartert, die mir bei jeder Bewegung, die ich machte, drohten den Leib aufzuritzen. Ich war eine Viertelstunde in dieser peinlichen Lage, der unangenehmsten meines ganzen Lebens. Da ich es nicht länger aushalten konnte, so beschloß ich mich aus dieser verfluchten Holzkammer zu wagen, es möchte kosten was es wollte, und sollte ich darüber auch entdeckt werden. Leise schlich ich heraus, das Glück war mir günstig, mein Tabaksraucher stand an's Fenster gelehnt, und drehte mir folglich den Rücken zu. Ich ging ihm vorbei, ohne daß er mich hörte, und begab mich sogleich zu Bett, welches einer von den Leuten im Hause nach meiner Flucht wieder gemacht hatte; denn mein Bedienter, der weit von mir lag und von dem, was wider mich beschlossen war, nichts wußte, hatte nicht das Geringste gehört.

Vor Müdigkeit schlief ich bald ein, und es war schon über eilf Uhr als ich wieder erwachte. Man war so gefällig

gewesen, mich schlafen zu lassen, und obgleich man schon zum Frühstück geläutet hatte, so war man doch nicht wie sonst zu mir gekommen, mich über meine Faulheit auszuschelten. Ich fand schon alle Damen versammelt. Das erste war gleich ein Verweis über meine gestrige Schaamlosigkeit; und ich erwiderte: wenn man nicht der Stärkste wäre, müßte man der Verschlagenste sein. Man verzieh mir bald, versiegelte es mit einer allgemeinen Umarmung und fragte mich nun; „wie ich die Nacht zugebracht hätte?" „Köstlich," antwortete ich ihnen. „Sie wissen nicht meine Damen, was für ein Glück Sie mir verschafft haben, indem Sie mir meinen Schlaf rauben wollten und mich nöthigten vor einer Wasserfluth zu fliehen, die Sie insgesammt über mich ausströmen ließen." Alsdann log ich ihnen: ich hätte mich in den Garten geflüchtet, wäre beinahe schon unterwegs dahin eingeschlafen, und hätte solche bezaubernde Träume gehabt, daß die Wirklichkeit selbst ihnen nachstehen müßte. Ich kleidete ihnen nun meine Begebenheit mit der Herzogin in eine Allegorie ein, doch so, daß Niemand als sie und ich den Sinn derselben verstehen konnte. Sie lachten alle herzlich. Die Herzogin suchte es ihnen nachzuthun, erröthete aber dabei ein Mal über das andere. Ihr Endurtheil fiel dahin aus, daß ich ein sehr angenehmer Erzähler wäre und, zur Strafe für meinen Leichtsinn am vorigen Abend, ihnen alle Morgen eine Geschichte von meiner Erfindung liefern sollte; denn sie hielten, was ich erzählt hatte, für ein zu ihrem Vergnügen erdichtetes Mährchen. Ich versicherte ihnen, es wäre die lautere Wahrheit gewesen und nicht so leicht als sie wohl glaubten alle Tage so angenehme Sachen aufzutischen. „Und denken

Sie nur nicht," fuhr ich fort, und sah mit einem schmerzhaften Blick auf meinen Fuß, „daß mein Glück so ganz ungetrübt geblieben ist; denn indem ich mich nach dem Traume, welcher mich noch lange hätte beglücken sollen, von diesem himmlischen Orte zurück begab, wäre ich beinahe zum Krüppel geworden;" und wirklich hinkte ich ein wenig, was zur Bestätigung meines Unglücks diente. Jede beklagte mich, und machte sich Vorwürfe darüber, daß sie Ursache zu meiner Flucht in den Garten gegeben hätte. Ich bat sie herzlich, mich nicht zu beklagen, näherte mich darauf der Herzogin und sagte zu ihr: „so lange ich lebte, würde ich nicht vergessen, wie gut ich bei ihr bewirthet worden wäre; man hätte mir einen Streich spielen wollen, aber dadurch einen Dienst erwiesen." Ihr Erröthen würde sie verrathen haben, wenn man nur den geringsten Verdacht von meiner neuen Verbindung mit ihr gehabt hätte. Ein tugendhaftes Weib beträgt sich bei Liebschaften so linkisch, daß man leicht auf den Gegenstand ihrer Zuneigung verfällt. Die Herzogin riß sich dadurch aus ihrer Verwirrung, daß sie mit mir über meinen Fuß sprach, und ich sah, sie empfand wirklich Unruhe über das, was mir begegnet war.

Ich fühlte eine solche Zufriedenheit mit mir selbst, mein Herz war so voll von meinem Abentheuer, die Herzogin schien mir eine so wichtige Eroberung zu sein, daß ich der ganzen Welt mein Glück hätte erzählen mögen. Ich war stolz auf ihren Besitz, und ich muß gestehen, daß mich das Geheimniß, welches mir die Ehre zu verschweigen gebot, gewaltig auf dem Herzen drückte. Reden durfte ich nicht, aber ich hätte gerne alle Umstände der nächtlichen Begebenheit er-

rathen lassen mögen. Man zog mich mit meiner blassen Farbe auf; ich antwortete lachend, nach so vielen Verrichtungen könnte man unmöglich anders als etwas ermattet aussehen. Sie pflichteten mir bei und gingen bald darauf hinaus sich anzukleiden. Abends wünschte ich das von der Liebe der Herzogin zu erhalten, was ich dem Zufalle und meinem Wagniß zu verdanken gehabt hatte. Aber sie setzte mir die verfluchte Kammerjungfer entgegen, die den Schlüssel des Schlafzimmers bei sich trüge: und ich war genöthigt, diese Nacht auf meinem Zimmer zuzubringen. Es verdroß mich eben nicht sehr; denn ich sah wohl ein, daß die Ruhe mir weit ersprießlicher war.

Des andern Morgens, sobald es nur Tag bei der Herzogin geworden war, nahm ich den fatalen Schlüssel, welchen die Kammerjungfer den Abend vorher in Besitz gehabt hatte, weg; setzte mich, froh über meinen kleinen Raub, zu Pferde, und ritt nach Mantes zu einem Schlosser, bei welchem ich einen danach machen ließ. Mit einem Louisd'or, den ich dafür versprach, ermunterte ich seinen Fleiß; blieb so lange bei ihm, bis er damit fertig war: eilte, stolz auf meine Klugheit, die mir den Zugang zu dem Schlafzimmer der Herzogin öffnete, sogleich wieder zu ihr zurück; und war noch eher da, als man meine Abwesenheit wahrgenommen hatte. Es war eine beträchtliche Zeit vergangen, ehe die bedächtige Kammerjungfer den Verlust des Schlüssels bemerkt hatte; man suchte ihn allenthalben als ich ankam; und ich sah mir die Gelegenheit ab, ihn auf den Lehnstuhl der Herzogin, als ich ihr einen guten Morgen wünschte, zu legen. Man fragte Jedermann nach dem Schlüssel. Endlich fand

ihn einer von den Leuten auf dem Stuhle, worauf ich ihn unvermerkt hatte fallen lassen, und nun war die Ruhe wieder hergestellt.

Des Abends hatten die Vergnügungen im Salon wieder ihren Fortgang, und ich übertraf mich im Ersinnen neuer Thorheiten. Die Stunde der Ruhe kam heran, und ich hütete mich wohl, mit der Herzogin ein Wort allein zu reden. Selbst meine Augen sagten ihr nichts, nichts verrieth an mir das Verlangen nach neuen Gunstbezeugungen. Sie war zurückhaltend; aber ungeachtet aller Mühe heiter zu scheinen, sah ich doch auf ihrem Gesichte einen Zug von Kränkung, welchen meine verstellte Gleichgültigkeit hervorgebracht hatte. Ich verließ sie sehr kalt, und erwartete auf meinem Zimmer den Augenblick, wo meine Schäferstunde schlagen würde. Endlich schlug sie. Als ich glaubte, daß alles ganz ruhig wäre, suchte ich wieder die Treppe zu erreichen, welche ich damals ohne Absicht hinunterstiegen war, und probirte leise den Schlüssel; er öffnete mir die Thür, durch welche ich einzugehen brannte. Die Herzogin hatte kein Licht mehr, aber sie schlief noch nicht und glaubte, es käme die Kammerjungfer herein. „Was wollen Sie, Demoiselle Vincent?“ fragte sie, „haben Sie etwas vergessen?“ Ich näherte mich ihrem Bette ohne zu antworten und umarmte sie. Es kostete mir nicht wenig Mühe, mich ihr zu erkennen zu geben, ohne sie wieder so zu erschrecken, wie ich es das erste Mal gethan hatte. Anfangs war sie ganz erstaunt darüber, mich in ihrem Schlafzimmer zu sehen und bezeigte mir sogar einigen Unwillen, weil sie glaubte, ich hätte Demoiselle Vincent bestochen, die allein den Schlüssel besaß; sie fürchtete das Ge-

rede ihrer Leute zu werden. Ich war flugs bei ihr im Bette, allein meine Liebkosungen vermochten nichts über ihren Verdruß. Dies nöthigte mich ihr zu erzählen, wie ich zu dem Besitze des Schlüssels, der sie so sehr beunruhigte, gekommen war. „Welch' ein Kopf!" rief sie aus. „O mein Freund, für einen Jüngling verstehen Sie sich schon sehr gut auf dergleichen Händel; Sie müssen es weit darin bringen, und ich werde nicht die einzige bleiben, die zu beklagen ist." Ich unterbrach diese schöne Weissagung, und es dauerte nicht lange, so war der Friede geschlossen. Eine Frau, welche liebt, ist stets geneigt zu glauben was ihrer Leidenschaft schmeichelt.

Acht Tage verflossen gleich köstlich, und ich machte jeden Abend, mit der Bewilligung der Herzogin, Gebrauch von diesem Schlüssel. Mit Anbruch des Tages verließ ich sie, und hatte auch nicht einen unangehmen Vorfall, der unser Verständniß hätte entdecken können. Die Herzogin war mir ganz ergeben und liebte mich aufrichtig. Ich habe ihr vielen Kummer verursacht und mache mir noch Vorwürfe darüber; aber zum Unglücke vergaß ich, wenn ich mich von ihr entfernte, meine Schwüre. Hätte ich noch länger auf dem Lande verweilt, so glaube ich wohl, daß ich ihr auch diese ganze Zeit über treu geblieben wäre; der Anblick eines neuen Gegenstandes aber schadete bald demjenigen bei mir, den ich nicht mehr sah; ich kam wieder nach Paris zurück und meine Herzogin ward oft vergessen. Wir trennten uns unter den schönsten gegenseitigen Versprechungen und sie hielt die ihrigen besser als ich; dies zog mir in der Folge viele Vorwürfe zu, die mir endlich lästig fielen. Sobald sie aufhörte, Ansprüche auf mich zu machen, ward ich ihr wahrer Freund.

Ich habe ihr viel zu verdanken, sie gab mir manchen vortrefflichen Rath, und ich habe sie zu bald verloren.

Kaum war ich wieder in Paris, so überließ ich mich schon neuen Vergnügungen und folgte dem Strome, der mich, nebst andern jungen Leuten von meinem Alter, fortriß. Die Herzogin von Bourgogne, welche ich vergessen hatte, erschien mir wieder liebenswürdiger als je; ihre Gefälligkeiten munterten mich zu neuen Verwegenheiten auf, und ich sann den Mitteln nach, welche mich wohl am sichersten zu meinem Zwecke führen konnten.

Um eben diese Zeit deutete mir mein, eben nicht sehr zärtlich gegen mich gesinnter Vater an, daß meine Vermählung durchaus vollzogen werden müßte. Unruhig über einige Gerüchte, die auf meine Rechnung herumliefen, entschloß er sich mit Zuziehung der Frau von Maintenon, seiner Rathgeberin, und meiner Stiefmutter, meinen Liebeshändeln ein Ende zu machen. Er glaubte, wenn er mir eine Frau gäbe, sollte diese mich bewegen, auf andere zu verzichten, und er schloß sehr falsch, daß das Fräulein von Noailles, die Tochter seiner Gemahlin, mich zu einem ordentlichen Leben zurückbringen werde.

Die Gardinenpredigten meines Vaters über meine Aufführung schienen mir um so übler angebracht zu sein, da die seinige selbst nicht sehr ordentlich gewesen war. Es fehlt nie an Leuten, die uns von den Thorheiten unserer Eltern unterrichten, und ich wußte deren viele, die meinem Vater nicht zur Ehre gereichten. Er beklagte sich darüber, daß ich ihn ganz bei Seite setzte; er handelte mir aber unaufhörlich entgegen, und dies war nicht das Mittel mich anzuziehen. Wollen

die Alten gesucht sein, so müssen sie sich beliebt machen; Trübsinn und üble Laune verscheuchen die Jugend. Er machte seine Sachen auch so gut, daß er mir eine unüberwindliche Abneigung gegen das Fräulein Noailles beibrachte, und ich es verschwor von ihr Erben zu haben; diesen Schwur habe ich von allen am gewissenhaftesten gehalten. Frau von Maintenon, welche ich verehrte, ermahnte mich auch meine Aufführung zu ändern. Sie stellte mir vor, daß sie mir die Ungnade des Königs zuziehen würde, der es mit Mißfallen vernähme, wenn man sich in den Ruf so ausgelassener Sitten brächte; man könnte mir, meiner Jugend wegen, wohl einigen Leichtsinn hingehen lassen; aber er würde bald in völlige Zügellosigkeit ausarten, und meinem Vater viel Herzleid verursachen; die erste Pflicht eines Sohnes sei es, zu gehorchen. Der Himmel war auch auf ihrer Seite, und um diesen himmlischen Zorn zu besänftigen, vor allem aber den des Königs, welchen ich weit mehr fürchtete, gab ich der Frau von Maintenon mein Wort, zu thun, was man von mir verlangte. Meine Vermählung war schon seit langer Zeit zu meiner Eltern, aber nicht zu meiner Freude beschlossen. Ich schrieb der Herzogin **, daß man mich durchaus verheirathen wolle, und theilte ihr meinen Kummer darüber mit. Sie zeigte mir bei dieser Gelegenheit, welch' ein vortreffliches Herz sie hatte; denn sie bewog mich meines Vaters Willen zu erfüllen, und bat mich mit meiner Frau zu leben wie es einem Ehemanne gebühre. Ich antwortete ihr: mein Entschluß wäre gefaßt und nichts solle ihn umstoßen; ich wollte gehorchen, aber auch nur ein Ehemann zum Scheine werden; mein Herz hätte sie, und meine Frau möchte

die Hand hinnehmen, welche ich ihr zu geben gezwungen würde.

Noch an demselben Abend hielt ich Beilager mit der Frau von Fronsac. Das ganze Haus hatte ein Fest, aber sie, so viel ich wahrnehmen konnte, keinen Mann. Vor der Welt that ich alles, was ich gelobt hatte. So jung und unschuldig meine Frau auch war, so wußte sie doch wohl, daß es in der Ehe noch etwas mehr gäbe; sie schien aber sehr erstaunt zu sein, als ich selbst einige Tage nach der Vermählung mich noch nicht rührte, und immer noch so wenig neugierig war, als das erste Mal. Die melancholische Miene, welche sie annahm, machte sie mir nicht im geringsten anziehender. Ohne Zweifel hatte sie sich darüber beklagt; denn Mutter und Tochter hatten Vertraulichkeiten mit einander, die mir nichts Gutes bedeuteten. Allein nachdem meine Stiefmutter mir ihre bittere Unzufriedenheit darüber bezeigt hatte, schlug sie einen ganz entgegengesetzten Weg ein. Sie überhäufte mich mit Freundschaft, kam mir in allem zuvor, und machte mir den Hof um ihrer Tochter willen. Mich freute es ungemein, sie für ihre Knickereien gegen mich und für ihre Heirathspläne ohne meine Zuziehung bestraft zu sehen; ich that nun, als ob ich geneigt sei in ihre Wünsche einzuwilligen und belustigte mich an der leichtgläubigen Hoffnung, womit ich sie alle Augenblicke hinterging.

Ich hatte die Herzogin ** über die Gräfin *** vergessen, und alle beide waren verlassen, wenn ich die Herzogin von Bourgogne besuchte. Diese Prinzessin, welche doch lange nicht so schön war, hatte mir Begierden eingeflößt, worüber ich nicht mehr Herr zu bleiben wußte. Ihr Besitz schien mir

unentbehrlich, es fehlte mir etwas, und ich beschloß alles zu versuchen, um zu meinem Zwecke zu gelangen. Immer waren meine Augen auf sie geheftet, ich suchte jede Gelegenheit ihre Hand zu berühren, und zuweilen schienen mir ihre Blicke zu sagen: daß es ihr viel Vergnügen mache mich zu sehen.

Indessen zog sich das Ungewitter über meinem Haupte zusammen. Mein häufiges Erscheinen am Hofe, wohin ich nur um der Herzogin von Bourgogne willen kam, vermehrte immer mehr und mehr den Verdacht, worin man uns wegen einer Liebschaft hatte. Die Prinzessin sprach beständig Gutes von mir, und die Bosheit vergiftete alles was sie that. Ihre unschuldigsten Reden waren ihnen schon Liebesbeweise, und ich muß gestehen, die meinigen dienten sehr dazu sie in ihrem Glauben an das, was nicht war, zu bestärken. Der König erfuhr diese sich verbreitenden Gerüchte; ein Glück war es, daß er sie wenig gegründet fand. Er glaubte aber, um seiner Ehre willen, eine Person bestrafen zu müssen, die fähig war, die öffentliche Meinung über eine so delikate Sache zu bestätigen, welche den guten Namen seiner Enkelin in Gefahr brachte. Frau von Maintenon, der meine ganze Familie mein Betragen gegen meine Frau beklagt hatte, schilderte dem Monarchen, auf Anstiften meiner Verwandten, meine Aufführung. Er beschloß mich auf einige Zeit mit Verbannung zu bestrafen. Indessen lag ich bald dem Genusse, bald der Hoffnung, ganz ruhig im Schooße, und sah die Herzogin von Bourgogne immer im Begriff sich zu ergeben, ohne daß es zwischen mir und ihr zu einer Erklärung kam. Ich glaubte, doch ohne hinreichenden Grund, von ihr geliebt zu werden, und die Täuschung machte mich so blind, daß ich dieses Phan-

tom meiner Einbildungskraft für Wirklichkeit hielt. Da es mir bei allen Frauenzimmern bisher so leicht geworden war, so bestärkte mich dieses in meinem Glauben, und ich hoffte noch zu triumphiren.

Aus diesem süßen Traume erwachte ich in der Bastille. Einige Tage lang war ich so niedergeschlagen, daß ich es nicht beschreiben kann; in meinem Kopfe ging alles durch einander, und ich konnte schlechterdings den Bewegungsgrund zu einer so harten Behandlung nicht errathen. An das angenehmste Leben gewöhnt, knirschte ich mit den Zähnen, wenn ich sah, daß ich in einem dunklen Zimmer hausen mußte, das von allen Seiten mit Gittern verwahrt war, und aus dem ich nur zwei Stunden des Tages kam, um frische Luft zu schöpfen. Der Gouverneur durfte auch nicht das kleinste Billet an mich gelangen lassen; ich hatte mit keiner Seele Gemeinschaft, und war mitten in Paris für alle meine Bekannten todt. Ich verfiel in trübe Gedanken, und die Rückerinnerung an meinen ehemaligen Zeitvertreib machte mir den Aufenthalt, wo ich schmachtete, noch verhaßter. Ich suchte den Kerkermeister, welcher mir das Essen brachte, zu bestechen; er würdigte mich nicht einmal einer Antwort, und warf einen verächtlichen Blick auf mich. In jeder andern Lage würde ich es diesem Schuft nicht so haben hingehen lassen; da ich mich aber in die meinige zu schicken suchte, so hielt ich es für keine Erniedrigung ihn dennoch zu bitten. Hundert Louisd'ors versprach ich ihm, wenn er meine Briefe bestellen, und mir die Antwort darauf bringen wollte: er drohte es dem Gouverneur zu sagen, und ich mußte diesen Plan aufgeben.

Ich verschluckte meinen Verdruß, legte mich zeitig schla-

fen, um die Länge des Tages zu verkürzen, und gewöhnte mir darüber, in eben diesem Gefängnisse, das lange Schlafen an; eine Gewohnheit, welche ich noch beibehalte, und die mir sehr nöthig ist.

Am meisten unterhielt ich mich in Gedanken mit der Herzogin **; ich wünschte ihr schreiben zu können, um ihr den unglücklichen Zustand, worin ich war, lebendig zu schildern. Ich liebte sie noch eben so wie an dem Tage wo ich mich hinter ihr Bett versteckte; die Gefangenschaft riß mich zur Melancholie und Zärtlichkeit hin; in meinem Zustande sah ich die Treue als etwas Bezauberndes an, und würde mich sehr glücklich geschätzt haben, wenn man mir erlaubt hätte mit ihr in einer Wüste, ohne ein anderes Frauenzimmer, aber frei zu leben. Die Freiheit wäre mir um diesen Preis nicht zu theuer gewesen, und ich würde es mit meinem Blute unterzeichnet haben, mich dann nur mit einer einzigen Frau zu begnügen. Sonderbar ist doch die Veränderung, welche in mir vorging! Zuweilen beschäftigte ich mich auch in Gedanken mit der Herzogin von Bourgogne, und erheiterte mir dadurch einige Augenblicke meiner Einsamkeit. Auch bildete ich mir ein: daß sie meine Begnadigung vom Monarchen erbäte, und es öffnete sich nicht ein Mal die Thür meines Gefängnisses, wo mein Herz nicht diese süße Hoffnung empfunden hätte. Mit jedem Tage war ich mehr überzeugt, daß ich geliebt ward; aber ich fing an meine Liebe als eine Verwegenheit zu betrachten, ich verdammte selbst meine Kindereien. Ein Monat in dieser Einsamkeit hatte mir schon die Augen geöffnet, und ich konnte nicht an das Vergangene denken, ohne ein wenig zu erröthen.

Man sieht aus Allem, was ich von der Herzogin von Bourgogne sage, daß die Gefälligkeiten, welche sie für mich hatte, nichts als eine sehr große Nachsicht gegen mich waren. Mit Etiquetten und Ehrfurchtsbezeigungen bis zum Ueberdrusse umgeben, weidete sie sich an den Antworten eines jungen Menschen, der sich für nichts fürchtete. Meine Ungezwungenheit, mein Ton, alles schien ihr neu. Sie hatte von Natur einen frohen Sinn, und ergriff daher mit Vergnügen diese Gelegenheit sich zu zerstreuen; sie war gut, und weit entfernt voraus zu sehen, daß ein Kind, denn so nannte sie mich, ihrem guten Namen Nachtheil bringen könnte. Aus dieser Vertraulichkeit mit mir schloß man gleich auf Befangenheit ihres Herzens; ich selbst glaubte dies, und hätte ich wieder ein Mal um sie sein können, ich würde ihren Rang vergessen, und nichts als die artige Frau in ihr gesehen haben. Doch muß ich ihrem Andenken die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lassen und bekennen: daß ich nie ihr Liebhaber war; ich habe sehr gewünscht es zu sein, und würde von neuem Versuche gemacht haben es zu werden, wenn mich nicht jener fatale Verhaftsbefehl von ihr gerissen hätte. Nie habe ich ihr Herz genug prüfen können um zu erfahren, ob es wirklich für mich sprach; aber so viel ist gewiß: daß sie einen Schritt gethan hat, der ihre Zärtlichkeit gegen mich hätte bestätigen können. Ich habe es wohl gemuthmaßt, aber nie darin Gewißheit erhalten. Nach der Meinung des Hofes und der Stadt war ich noch weit mehr vorgegangen, und um aufrichtig zu sein, ich habe es beiden nicht sehr auszureden gesucht. Selbst nach ihrem Tode, der bald darauf erfolgte, fand ich es, da sie doch nicht mehr war, angenehm,

Jeden, der es glauben wollte, dabei zu lassen; und ich hatte sogar die Eitelkeit, einigen Freunden Sachen zu erzählen, die nicht vorgefallen waren. Diese Eitelkeit vertritt oft die Stelle des Genusses, man rühmt sich einer Eroberung, die man nie gemacht hat, wenn sie nur Glanz auf Einen werfen kann; man ist eitel darauf, man brüstet sich damit, als ob dieser eingebildete Ruhm etwas zum Vergnügen beitragen könnte! Er befriedigt die Eigenliebe, und gehört in die Classe der andern conventionellen Vergnügungen.

Der ernsthaften Betrachtungen, welche ich über mich anstellte, ungeachtet, schmerzte es mich doch, daß ich dahin gebracht war, diesen neuen Triumph zu wünschen; es verdroß mich, daß ich meine Strafe nicht ganz verdient hatte; denn ich gerieth nun auf den Gedanken meine große Schüchternheit bei der Herzogin von Bourgogne wäre Schuld an meinem Gefängnisse; und wird man einmal bestraft, so ist es doch wenigstens ein Trost, es verdient zu haben.

Meine Erziehung war sehr vernachlässigt worden, denn Leute von unserm Stande wissen immer genug. Man suchte nun die Zeit der Ruhe, worin ich war, zu meinem Vergnügen zu verwenden. Frau von Maintenon, die mir wirklich wohl wollte, brachte es dahin, daß ich einen Gesellschafter in meiner Einsamkeit bekam; man suchte einen Mann von Verdienst aus, der im Stande war mir einen guten Rath zu ertheilen. Den Abbé von Saint-Remi traf die Wahl mir Trost und Unterricht zu geben; er willigte ein, meine Gefangenschaft mit mir zu theilen, und versüßte sie mir zur Hälfte durch seine Theilnahme an meinem Unglück. Das Studiren ward mir nach und nach ein Vergnügen, und ich gewann

dabei mehr als jemals. Durch das Arbeiten legte sich der Sturm meiner Sinne, und ich war so glücklich als man es immer zwischen vier Mauern sein kann.

Eines Tages öffnete man mein Gefängniß zu einer Stunde, wo es weder Zeit zum Spazieren noch Essen war. Da ich nie die Hoffnung verlor, so glaubte ich, man brächte mir eine angenehme Neuigkeit.

Ich erblickte ein Damenkleid, — ein Anblick, der mich vor Vergnügen zitternd machte; seit Monaten hatte ich ihn nicht gehabt. Ich springe auf, dem Frauenzimmer entgegen zu gehen, sie wirft sich in meine Arme, und — es ist meine Frau, die Frau von Fronsac; hin war die angenehme Täuschung. Indessen faßte ich sie sogleich bei der Hand, und bat sie ehrerbietig, sich nieder zu lassen. Ich that sehr aufgeräumt, und fragte sie lachend, welche Gottheit ihr geholfen hätte, in den Aufenthalt der Todten einzudringen. Sie sagte mir: der König hätte ihr aufgetragen, mich zu fragen, ob ich künftig ruhiger leben, und mich besser aufführen wollte, wenn ich frei wäre? „Hätte ich doch nicht geglaubt," antwortete ich ihr, „mit der Gesandtin eines großen Königs zu reden;" und hierauf verdoppelte ich meine Hochachtung und Ehrfurcht gegen sie. Das war aber gar nicht, was meine Frau von mir erwartete; man hatte gehofft, daß meine Jugend und das harte Entbehren mich, wenn sie zu mir in's Gefängniß käme, schon zwingen würden, sie als ein ächter Ehemann zu empfangen; und von dieser Aussöhnung sollte meine Freiheit abhängen. Dies erfuhr ich in der Folge; und ich gestehe, daß, wäre ich vorher davon unterrichtet gewesen, mein Verlangen wieder in Freiheit zu kommen mich wohl

hätte dahin bringen können, meinen Eid zu brechen. Nur kam es mir vor, als ob man nicht den rechten Weg eingeschlagen hätte, mich wieder zu der Pflicht zurück zu führen, die ich geschworen hatte nicht zu erfüllen. Es machte mir Vergnügen, dem Kampfe der Sinne, die sich nach einer langen Entsagung in mir empörten, zu widerstehen, und ich beschloß, die Frau von Fronsac wie eine Frau, der ich Hochachtung schuldig wäre, zu behandeln. Ich wurde gewahr, daß meine Achtung sie nicht befriedigte; ihr Verdruß darüber wurde sichtlich. Nach einer sehr langen Zurückhaltung glaubte sie, daß Liebkosung vielleicht mehr Eindruck auf einen Gemahl machen würden, der ihrer so lange hätte entbehren müssen. Sie näherte sich mir, nahm mich bei der Hand, und sagte mir mit dem rührendsten Tone: sie beklage meine Gefangenschaft. Sie wäre, erzählte sie mir, über die Nachricht davon untröstlich gewesen, und wenn ihre Bitten nur einige Kraft gehabt hätten, so würde ich sehr bald wieder meine Freiheit, oder doch wenigstens so viel Bequemlichkeit in meiner Gefangenschaft erhalten haben, daß sie mir weit erträglicher geworden sein müßte. Aber der König wäre unerbittlich, fügte sie hinzu, und würde mich, wenn er nicht Rücksicht auf meine Jugend genommen hätte, noch weit härter bestraft haben. Seine Ungnade ginge so weit, daß er auch nicht einmal von mir reden hören wollte; und er wäre nicht eher wieder für mich einzunehmen gewesen, als bis man in meinem Namen versprochen hätte: daß ich künftig ein ordentliches Leben führen wollte. Er verlangte aber Proben von meiner Sinnesänderung, und die erste Probe sollte ein einträchtiges Leben mit meiner, mich über alles liebenden Fa-

milie sein. Bei diesen letzten Worten warf sie einen noch zärtlichern Blick auf mich; Thränen flossen über ihre Wangen; sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, und wiederholte Seufzer zeugten von der heftigen Erschütterung ihrer Seele. Durch eine unwillkührliche Bewegung schloß ich sie in meine Arme; ich empfing einige mit Thränen wohl benetzte Küsse, und meine Sinne stritten für sie mit sehr vielem Siege. Ich war meiner nicht mehr sehr mächtig; seit langer Zeit hatte ich nichts als Mannspersonen gesehen, und Frau von Fronsac war, obgleich meine Frau, doch ein Frauenzimmer. Der Geschlechtstrieb wird durch Enthaltsamkeit immer dringender; meine Einbildungskraft war erhitzt; ich dachte schon nicht mehr an meinen Vorsatz, als Frau von Fronsac, die den Augenblick ihres Sieges herankommen sah, auf einmal ausrief: „ach, mein Geliebter, hätten sie mich immer so behandelt, Sie wären gewiß nicht, wo Sie jetzt sind.“

Diese Worte waren ein Talismann, worauf Alles verschwand. Meine Einbildungskraft kühlte sich ab, ich sah jetzt nichts weiter als meine Frau, und schämte mich ihr nachzugeben. Ich fuhr von ihr mit einem Schrecken auf, wie ihn Einer empfindet, der in einen Abgrund hinabstürzt; ich schämte mich, daß ich mich der Gefahr ausgesetzt hatte, in einem Augenblicke die Frucht meines so lange gehaltenen Vorsatzes zu verlieren. Meine Eigenliebe war beleidigt; so wahr ist es, daß sie uns immer beherrscht. Das Erstaunen meiner Frau läßt sich nicht beschreiben; sie konnte die Ursache nicht errathen, der sie dieses Auffahren zuzuschreiben hatte; sie sah die Frucht ihrer listigen Anschläge vereitelt; und ich muß gestehen, daß sie sich bei mir mit aller Kunst

einer Frau betrug, die einen Mann besiegen will. Sie war eine Frau von Ehre und Tugend; sie wußte nichts von den Schleifwegen, die so viele Weiber einschlagen, welche in dem Strudel der Welt zu leben gewohnt sind, und zu ihrem Zwecke gelangen wollen, was sie wußte hatte sie von der Natur. Fast könnte man sagen, die Weiber würden insgesammt mit einer reichen Aussaat von List und Gewandheit geboren, die zu ihrer Zeit richtig aufgeht; die Einfältigste besitzt so viel Feinheit als jede andere, kommt das Herz oder die Eigenliebe mit in's Spiel

Frau von Fronsac saß wie versteinert auf ihrem Stuhle, sie dachte auch nicht einmal daran, die kleine Unordnung, worin sie sich befand, wieder auszugleichen, ich meinerseits machte mir innerlich Vorwürfe, daß ich es so weit hatte kommen lassen; und saß ebenfalls da, ohne ein Wort zu sagen. Nach langem Stillschweigen ging ich wieder auf sie zu und versicherte ihr, daß ich ihre mir bewiesene Theilnahme erkenne und solche nie vergessen werde. Die Thränen flossen ihr von neuem über die Wangen; ich sagte ihr, sie möchte sich nicht so sehr ihrem Schmerze überlassen; meine Gefangenschaft hätte ihre Grenzen; der König würde meiner Unschuld Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und einige kleine Unbesonnenheiten nicht mit einer langen Einkerkerung bestrafen; ich wäre ja unschuldig (hier runzelte sie die Stirn) und verspräche mir nächstens meine Freiheit. „Ich wünsche es," rief sie aus — und schwieg. Aber ihre Blicke waren sprechend, sie schienen mich zu fragen: „das ist es also Alles, was Sie zu Ihrer Befreiung thun wollen?" Ihr stummes Spiel dauerte einige Zeit; endlich aber siegte der Stolz über die Liebe, sie stand

auf und sagte mir traurig: „Leben Sie wohl!" Ich begleitete sie ehrbietig bis an die Thür, und brüstete mich innerlich damit, daß ich sie so entlassen hatte, wie sie herein gekommen war. Als ich mich allein befand, mußte ich über die eben vorgefallene Scene lachen. Ich war zufrieden mit mir, als wenn ich die Gunstbezeugungen neuer Damen genossen hätte; und warum? weil ich stolz darauf war, daß ich meiner Frau nicht hatte beiwohnen wollen.

Ich muß indessen doch gestehen, daß unter denen, welche Gefälligkeiten für mich gehabt hatten, es mehr als Eine gab, die nicht besser waren als sie. Frau von Fronsac war jung, und konnte eine bessere Behandlung verlangen als die meinige; dennoch war ich hart gegen sie und versäumte sie so sehr, daß sie nichts von mir hatte als den Namen meiner Gemahlin. Vielleicht bin ich der einzige Gefangene in der Bastille gewesen, dessen Befreiunng von seiner guten oder übeln Aufführung gegen seine Frau abgehangen hat; und es ist sehr lustig, daß man zur Aussöhnung mit der meinigen einen Ort ausgewählt hatte, der allem Anscheine nach sie hätte bewirken müssen, und doch nicht bewirkte. Es gehörte gerade ein Charakter wie der meinige dazu, so wohl ausgedachte Entwürfe zu vereiteln; und doch denke ich in diesem Augenblicke mit Vergnügen daran, daß ich eines so festen Entschlusses fähig gewesen bin.

Es zeigte sich bald, daß der Bericht der Frau von Fronsac mir keinen Vortheil geschafft hatte. Ich ward nun noch weit strenger gehalten, als es bisher geschehen war; auf dem Gesicht der Leute, die zu mir kamen, schien die Unzufriedenheit über mich geschrieben zu stehen; meine Gefangenwärter sahen noch

viel wilder aus, und der Abbé selbst gab mir zu verstehen, der König wäre noch nie so erbittert auf mich gewesen. Um die Langeweile und Grillen zu vertreiben, die mich dann und wann belagerten, suchte ich wieder mein altes Mittel, die Arbeit, hervor, übersetzte aus römischen Schriftstellern, und erstaunte nicht wenig als ich fand, daß ich beinahe ein Gelehrter war. So viel ist gewiß, eine etwas längere Abgeschiedenheit hätte mir das Arbeiten zur Gewohnheit gemacht; denn vor meinem Eintritte in die Bastille konnte ich keine Viertelstunde bei einem Buche aushalten, ich dachte auf nichts als Vergnügungen und Weiber. Diese Zeit war mir sehr heilsam, insbesondere für meinen Gesandschaftsposten am Wiener Hofe, wo ich einen sehr weitläufigen Briefwechsel führte und das Arbeiten nicht scheuen durfte.

Meine wissenschaftlichen Arbeiten wurden von einer sehr schweren Krankheit unterbrochen, wovon ich das Opfer zu werden glaubte. Die Blattern zeigten sich einige Tage nach einem sehr heftigen Fieber. Ich lag am Tode; man zweifelte an meinem Aufkommen, und ich habe meine Genesung nichts als einem Aderlasse zu danken, welchen man mitten im Ausbrechen der Blattern, auf Anrathen und unter den Augen des Herrn Delécaliere, an mir vornahm, wie sehr sich auch die meisten andern Aerzte, die man herzugerufen hatte, widersetzten. Frau von Fronsac bekam wieder die Erlaubniß von Zeit zu Zeit nach meinem Befinden zu sehen, allein sie that es nun mit weit weniger Herzlichkeit als bei ihrem ersten Besuche. Die Jugend siegte bald über meine Krankheit und ich erhielt meine vorige Gesundheit wieder. Man berathschlagte sich von neuem bei der Frau von Maintenon

über mein künftiges Schicksal und es ward beschlossen, mich zur Armee zu schicken, um mich aus allen vorigen Verbindungen zu reißen. Nach der Erfahrung, welche man an mir gemacht hatte, war es richtig geurtheilt, daß mein gutes Vernehmen mit der Frau von Fronsac nur das Werk der Zeit werden könne; man sah ein, daß man einen stolzen Charakter, wie den meinigen, nicht geradezu vor den Kopf stoßen und eher Nachgiebigkeit als Widersetzlichkeit zeigen müßte; man rechnete auf die Zukunft, aber die Zukunft vereitelte diese schmeichelhafte Hoffnung.

Die Freiheit schien mir die größte Wohlthat zu sein; ich wollte nicht glauben, daß ich die Gegenstände je gesehen hatte, welche ich sah; sie kamen mir ganz neu vor. Ich war trunken vor Vergnügen; und selbst der Befehl Paris zu verlassen und zur Armee des Marschalls von Villars abzugehen, konnte es nicht vermindern. Mein Vater empfing mich verdrießlich, hielt mir Strafpredigten, die in seinem Munde keinen Werth für mich hatten, und ich verließ Paris sehr froh, daß ich nunmehr mein eigener Herr war und eine neue Laufbahn vor mir sah. Ich hatte der Herzogin ** geschrieben. Ihre Antwort überzeugte mich von der Theilnahme und Zuneigung. Sie war krank gewesen, und ganz in Verzweiflung, daß sie mich nicht vor meiner Abreise noch umarmen konnte. Ich selbst war untröstlich darüber, aber alles lag schon in Bereitschaft; des Königs Befehl erlaubte mir keinen längeren Aufenthalt zu Paris; und ich war genöthigt abzureisen, ohne dieses Bedürfniß des Herzens zu befriedigen. Denn in meiner Gefangenschaft lernte ich es, der Herzogin ** die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen,

und meine Vernunft zeigte mir, wie weit ihr die andern Frauen, welche ich kennen gelernt hatte, nachstanden.

Als ich zwei Meilen von Paris die Pferde wechseln wollte, händigte mir ein Bauer, der mich am Posthause erwartete, ein Billet ein. Es war von der Herzogin **, die mir nichts weiter schrieb, als: „ich logire im Gasthof zum Jäger." Ich lief nicht, ich flog dahin; ich hatte mir dieses Glück nicht versprochen. Wir sahen uns und stürzten einander in die Arme. So standen wir eine geraume Zeit, ehe wir ein Wort hervorbrachten. Sie kam mir leidend vor. Nachdem wir uns von diesem ersten Taumel erholt hatten, erzählte sie mir: sie hätte der Begierde mich zu sehen, nicht widerstehen können; ungeachtet sie von ihrer Krankheit noch nicht gänzlich wiederhergestellt wäre, hätte sie doch Stärke genug in ihrer Liebe gefunden, durch die kleine Gartenthür aus ihrem Hause zu gehen, und sich selbst einen Wagen zu miethen; sie hätte sich keiner Person anvertrauen wollen: sie sähe die Unruhe voraus, in welcher man sein würde, wenn man sie nicht zu Hause fände; da aber ihr Gemahl auf einige Tage nach Versailles gereist wäre, so würde sie schon Mittel ausfindig machen, ihnen allen Verdacht zu nehmen. Sie hatte sich nach dem Augenblicke meiner Abreise erkundigt und war eine Stunde vor mir angekommen.

So sehr die Herzogin mich auch liebte, so sehr fürchtete sie doch, ihren guten Namen zu verlieren, und deshalb hatte sie sich auch, trotz ihrer natürlichen Schüchternheit, allein auf den Weg begeben.

Ich fühlte den ganzen Werth dessen, was sie für mich that, und konnte ihr nicht genug für diesen ersten auffallen-

den Beweis ihrer Liebe danken. Bald aber empfand ich ein weit süßeres Gefühl. Wir hatten uns seit langer Zeit nicht gesehen; die Bastille war eine undurchdringliche Mauer zwischen uns gewesen; jetzt fühlte ich das Bedürfniß glücklich zu werden; ich ward angebetet, nichts sollte sich meinen Begierden widersetzen, und doch fand ich bei der Herzogin ** einen ganz unerwarteten Widerstand. „Eine Frau, welche Ihnen so viel Liebe wie ich zeigen konnte,“ sagte sie zu mir, „eine Frau, welche die Grundsätze ihrer Tugend, die sie für unerschütterlich hielt, der Neigung aufopfern konnte, dieser würde es übel kleiden, wenn sie bei allem, was sie wagt, Sie vor Ihrer Abreise zu umarmen, Ihnen dennoch Gunstbezeigungen verweigern wollte, die Sie Ihnen vorzuenthalten kein Recht mehr hat. Ich bin die Ihrige, es ist Ihr Eigenthum, was Sie in Ihre Arme schließen; es ist ein Weib, das nur für Sie athmet, das aber, um der Liebe willen, die Sie demselben eingeflößt haben, desto mehr besorgt ist, Sie zu verlieren. Ich kenne Sie, ich will mich nicht verblenden; ich weiß, Sie vergessen bei der einen Frau, was Sie bereits einer andern schuldig sind; Ihre Einbildungskraft ist feurig, und Ihre Sinne sind immer bereit, Ihre Entschlüsse zur Treue in die Flucht zu schlagen. Es ist ausgemacht, bin ich Ihre Geliebte, so muß ich Sie verlieren. Ich kann nicht halb lieben, und die Liebe giebt uns Ansprüche. Was Sie auf einige Stunden für bezaubernd halten, das wird Ihnen bei einem langen Besitze Ueberdruß machen; Ihre Zärtlichkeit wird ein Ende nehmen, und die meinige, ich weiß es, mir in's Grab folgen; ich werde unglücklich sein. Sehen Sie, das wird das Ende von dem Romane sein, der Ihnen jetzt

so hinreißend erscheint. Seien Sie billig, und zum Beweise der Achtung, welche Sie für mich zu haben vorgeben, treten Sie zur Freundschaft über, sie ist weit nachsichtiger. Geben Sie mir ihre Geheimnisse in Verwahrung, Sie dürfen sich nicht scheuen, sie mir anzuvertrauen; ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen, sondern Ihre Freuden und Leiden beständig mit Ihnen theilen. Ihre Freundin wird Ihnen zum Bedürfniß werden, die Geliebte würden Sie fliehen. Lieber Herzog, es ist für meine Ruhe wichtig, Sie immer zu sehen, und es ist das einzige Mittel zu verhüten, daß Sie mich nicht fliehen. Ich weiß gar wohl, daß die Rolle der Hauptperson wichtiger ist, als die Rolle der Vertrauten. Ich bin in dem Alter, wo man die Hauptrolle spielt; allein ich ziehe hier die Rolle der Vertrauten vor, um Sie nur nicht einzubüßen. Aus Uebermaaß von Zuneigung ergreife ich diese Parthie, die Ihnen so sonderbar vorkommt; aber ich habe es reiflich überlegt, und finde, daß meine Ruhe dabei gesicherter sein wird."

Die Herzogin sagte mir dieses mit so viel Aufrichtigkeit des Herzens, daß ich ihr beinahe Recht gegeben hätte. Der Ton der Wahrheit, welcher in ihren Reden herrschte, täuschte mich, und ich sah wohl ein, daß es keine Koketterie war, deren sich die Weiber sonst mit so vieler Geschicklichkeit bedienen, um ein desto größeres Verlangen nach sich zu erregen. Dies hatte die Herzogin nicht nöthig; sie war tugendhaft aus Grundsätzen, und sprach aus einer unbesiegbaren Neigung, welche sie zu mir hinzog. Ihr Herz hatte die Vernunft besiegt; aber zuweilen beunruhigten innerliche Kriege das Glück, welches ihr die Liebe gewähren sollte. Ich gestehe

es, ich weidete mich oft an diesen Kämpfen, denn sie dienten zum Beweise, wie sehr ich ihr überlegen war, weil ich immer Sieger blieb.

War ich nun gleich durch das, was sie mir gesagt hatte, einen Augenblick zurückgehalten worden, so sprachen doch meine Begierden so laut, daß ich nichts als sie zu hören vermochte. Die Herzogin schien mir weit schöner als jemals; ihr schmachtendes Wesen gab ihren Reizen noch mehr Anziehendes; ich brannte mit ihnen zu schwelgen; es war mir etwas Neues nach einer so langen Entbehrung, und ich empfand die Ungeduld zu genießen eben so lebhaft als das erste Mal. Die Herzogin weigerte sich immer noch; aber ihr Weigern war so schwach, daß es mir eine neue Niederlage verkündigte, Bald siegte die Liebe über die Furcht einen Unbeständigen zu machen; und, zufrieden mit der Gegenwart, war sie nicht mehr im Stande über die Gefahren der Zukunft nachzudenken. Zwei Stunden vergingen so schnell, daß wir es kaum glauben wollten; wir mußten uns trennen. Die Herzogin konnte sich nicht länger von Hause entfernen, sie bezeigte mir hierüber ihre Unruhe; und weit entfernt sie zu theilen, war ich so glücklich in der Gegenwart, daß ich an nichts anders denken konnte. Endlich sah ich mich genöthigt, den Bewegungsgrund ihrer Besorgnisse gelten zu lassen, aber immer voll Ausgelassenheit und Thorheit wie gewöhnlich, gab ich ihr ein Mittel an die Hand, was lustig genug war, sich aus der Sache zu ziehen. Es bestand darin: sie sollte zu Hause vorgeben, die Schutzheilige von Paris wäre ihr einige Mal erschienen. Das letzte Mal hätte sie die Bettvorhänge weggezogen, die ihr, während ihrer Krankheit, verordnete Arze-

neien gesegnet, und ihr, indem sie sich zum Himmel aufgeschwungen, gesagt: „bete ohne Gepränge, und erkenne die Hand, deren sich das höchste Wesen bedient hat zu verhindern, daß Du nicht in das Grab sankst, welches sich schon, Dich zu verschlingen, öffnete."

Der prophetische Ton, in welchem ich diese Worte aussprach, machte die Herzogin und mich lachen. Meine Einbildungskraft schien ihr fruchtbar an Wunderwerken; aber sie begriff nur noch nicht, wie dieser Traum zu einem wahrscheinlichen Bewegungsgrunde ihrer Entfernung von Hause dienen könnte. Ich zeigte ihr, nichts wäre leichter als dieses. Die Worte der Heiligen wollten sagen: gehe und danke mir in meinem Tempel; allein begieb Dich dahin ohne Gepränge und ohne Gefolge. Diesem Befehle zu Folge hätte sie sich auch ganz allein auf den Weg begeben, der Schutz-Heiligen ihr Dankopfer zu bringen; und sicherlich wäre auch ein ganzer Morgen nicht zu viel für die Erfüllung dieser heiligen Pflichten. Sie schalt mich einen Thoren, einen Gottlosen, und doch glaube ich, daß sie von meiner Thorheit Gebrauch gemacht hat.

Es kostete Mühe uns zu trennen; es ging uns wie jenen Liebhabern in Moliere, die sich fliehen wollen, und immer wieder finden. Die Herzogin beschwor mich ihr zu schreiben und versprach mir dagegen alles, was nur Wichtiges am Hofe oder in der Stadt vorfallen würde, mitzutheilen. Als es ihr aber beifiel, daß ich zur Armee abging, da sank ihr der Muth, und sie vergoß Thränen. Die Gefahren, denen ich im Begriff war entgegen zu gehen, bemächtigten sich ihrer Einbildungskraft, und ich hatte viele Mühe, sie wieder zu

beruhigen. „Sie gehen," sagte sie, „zu einer Armee ab, welche die einzige Hoffnung des Königreichs ist. Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, was die Truppen muthlos macht; der Name eines Villars selbst, der sie befehligt, wird ihnen den Muth nicht einflößen, sobald sie sehen, daß sie es mit dem Prinzen Eugen, mit einem Generale zu thun haben, der schon so oft Sieger war. Ich sehe nichts als Schmach voraus; das Ende der Regierung unseres Königs ist schrecklich! Wie schmerzhaft würde es für mich sein, wenn, indem ich Frankreichs Verlust beweine, ich auch noch Ihnen" — Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen; ich fing sie ohne Bewußtsein in meine Arme auf. Ich war sehr in Verlegenheit; denn ich wollte Niemand zum Zeugen dieser Scene machen. Glücklicherweise bekam sie allmählich den Gebrauch ihrer Sinne wieder: es war zur rechten Zeit, denn ich fing schon an, es lästig zu finden, wenn man zu sehr geliebt wird. Ihre Besorgnisse, versicherte ich ihr, hätten keinen Grund, denn mir wäre prophezeit, ich würde sehr alt werden.

So sehr die Herzogin auch für mein Leben besorgt war, so hatte sie doch den Muth, mir zu sagen, daß ich mich auszeichnen sollte. „Auf der Bahn, die Sie betreten wollen," sagte sie zu mir mit einem Seufzer, „kann man wohl vorsichtig sein, aber man muß auch nie die Gefahr fliehen."

„Leben Sie wohl!" und indem sie sich von mir entfernte, fügte sie noch hinzu: „vergessen Sie mich nicht, und sein Sie glücklich!" Ich führte sie an den Wagen, und wir verließen uns nicht eher mit den Augen, als bis wir uns nicht mehr sehen konnten. Diese Zusammenkunft, welche mir Anfangs so viel Vergnügen gemacht hatte, ließ mir, nachdem

sie abgereist war, eine Leere zurück, welche mich um alle meine gute Laune brachte. Indessen zerstreuten das Verlangen, welches ich hatte, die Armee zu sehen, und die Hoffnung, bald höher zu steigen, die Traurigkeit, worin ich gefallen war.

Das Andenken an die Gefälligkeiten der Herzogin von Bourgogne, wovon ich die unglücklichen Folgen erfahren hatte, trugen nebst dem, was so eben zwischen der Herzogin ** und mir vorgefallen war, zu meiner Zerstreuung bei. Ich bedauerte die Prinzessin, welche mich andern vorzuziehen gewürdigt hatte. Die Einbildung, welche mich mit der Hoffnung nährte, sie noch einst zu besiegen, hatte sich noch nicht verloren. Ich war daher untröstlich, als ich hörte, das Grab hätte alle meine Hoffnungen mit ihr verschlungen. Personen, die wir lieben, bekommen nach dem Tode noch weit glänzendere Eigenschaften in unsern Augen, als sie schon im Leben hatten. Nie sah ich ein vortrefflicheres Weib als diese Prinzessin. Meine Augen füllten sich wider meinen Willen mit Thränen. Bei der Nachricht von ihrem Tode sah ich den traurigen Leichenzug, wie er die theuren Ueberreste dieser unglücklichen Prinzessin nach Saint-Denis begleitete. Ganz Frankreich war in Trauer; und ich nahm in diesem Augenblicke aufrichtigen Antheil an seinem Schmerze. Das rothe Friesel hatte die liebenswürdigste ihres Geschlechts in's Grab gelegt. Die Franzosen, welche ihre Könige, sobald sie an ihnen nur einen Keim von Tugenden gewahr werden, zum Anbeten lieben, versprachen sich alles von dieser Prinzessin. Ihr Gemahl, der Herzog von Bourgogne, hatte so strenge Grundsätze, daß die Grazien seiner Gemahlin sie mildern mußten. Beide wollten das Beste; beiden war es gegeben

einzusehen, daß das größte Glück eines Monarchen in der Liebe seiner Unterthanen besteht; sie hatten das Beispiel vor Augen, welche Uebel ein zu großer Ehrgeiz verursachen kann. Sie hatten es sich vorgenommen, dem Volke die Thränen zu trocknen; das Volk wußte es und seine Verzweiflung ging über alle Vorstellung. Es glaubte seinen Vater verloren zu haben; es sah in Ludwig dem Vierzehnten, den es so sehr bewundert hatte, nichts als einen vom Unglück umringten König; es brannte vor Ungeduld, das Joch eines andern Herrn auf sich zu nehmen; und der Herzog von Bourgogne war derjenige, welchen es schon im Voraus verehrte. Von jedem neuen Thronfolger erwartet es eine Verminderung der Auflagen, aber es betrügt sich; die Klugheit heischt: es genugsam zu belasten. Es würde sogar sehr unpolitisch sein, es in einen Stand zu versetzen, worin es nicht immer mit seinem Lebensunterhalte beschäftigt wäre. Zu viel Bequemlichkeit gewährt nur Muße zum Vernünfteln. Am Ende berechnete es wohl gar seine Kräfte, und dann stelle man sich nur vor, was für eine Ununterwürfigkeit daraus entstehen würde. Zwar wäre die Unterwürfigkeit leicht wieder herzustellen, wenn man es nur etwas Blut kosten lassen wollte: aber man muß dieses doch immer so viel als möglich zu verhüten suchen. Dieses Volk, das bei der Thronbesteigung eines Prinzen außer sich ist, fühlt kurz darauf schon weit weniger, am Ende wirft es seinen Haß auf ihn; und ich weiß jetzt schon gewiß, daß es dem so bedauerten Herzoge von Bourgogne eben so gegangen wäre; er hätte Alles thun müssen, was die Minister seines Sohnes gethan haben, und wenn er auch nicht eben dieselben Fehler begangen

hätte, so würde man ihm doch sicher andere vorzuwerfen gewußt haben; denn das Volk muß nun einmal den Götzen, welchen es angebetet hat, zerstören.

Unter diesen Betrachtungen, welche oft durch minder traurige Vorstellungen unterbrochen wurden, setzte ich meinen Weg immer weiter fort, und kam endlich bei der Armee an. Beständige Beschäftigung zerstreute mich bald. Der Marschall von Villars, dem ich sehr empfohlen war, ließ mir keine Zeit, an etwas Anderes als an meinen Dienst zu denken; ich machte ihm oft den Hof, und zog Nutzen aus seinen Reden. Ich bekam wirklich Geschmack an dem Stande, in welchen ich getreten war, und wenn ich so glücklich gewesen bin, in demselben mich empor zu schwingen, so habe ich es seinen weisen Lehren zu verdanken. Jedermann kennt den berühmten Feldzug von 1712, wodurch sich Villars verewigte, und welcher Frankreich rettete; die berühmte Schlacht bei Denain und die Wegnahme der Magazine zu Marchiennes am 24sten Juli waren eine Entschädigung für die Unglücksfälle des Reichs. Eugen, dessen Besuch man alle Augenblicke in Frankreich befürchtete, mußte fliehen. Ein Sieg folgte auf den andern, und ich hatte das Glück, bei einem so glorreichen Feldzuge zu debütiren. Ich will keine umständliche Erzählung von demselben machen, denn es giebt deren schon genug.

Die Herzogin von ** hatte mir indessen oft geschrieben, und die Unruhe des Königs und seinen häuslichen Kummer geschildert. Man suchte ihn zu bewegen Versailles zu verlassen. So sehr fürchtete man, Eugen möchte in Frankreich eindringen. Sie war mir noch immer theuer, aber sie hatte

Recht gehabt, sich vor der Abwesenheit zu fürchten, und meine Freundschaft vorzuziehen; ich dachte auf nichts als Ruhm, und hoffte dadurch, daß ich mich auszeichnete, auch einen Theil von dem Ruhme, welcher den Marschall von Villars umgab, auf mich zu lenken.

Die Herzogin * * war ihrem Vorsatze treu geblieben; sie sprach wenig von Liebe, aber desto mehr von Freundschaft, sie bat mich, nicht zurückhaltend gegen sie zu sein, und es war unmöglich, eine Frau wie sie bei Seite zu setzen. Auch habe ich immer einen, sehr selten unterbrochenen Briefwechsel mit ihr unterhalten. Von ihr erfuhr ich, was für eine wundersame Wirkung die gewonnene Schlacht bei Denain gehabt hatte, und ich kam nur nach Paris, um dem König die Einnahme von Landau und Freiburg zu melden.

Ich war nicht mehr jenes unbesonnene und leichtfertige Kind, das den König für nichts mehr als jeden andern Menschen hielt; mein Aufenthalt in der Bastille hatte mich gelehrt, in ihm den Herrn zu erkennen, und ich näherte mich ihm mit der größten Schüchternheit. Indessen behielt ich Stärke genug, mich zu fassen; und er schien mit meinem Vortrage sehr zufrieden zu sein. Er geruhte mir zu sagen: daß, wenn ich so fortführe, ich zu großen Geschäften bestimmt wäre, und dieses Compliment flößte mir ein Gefühl von Stolz ein, das nicht leicht zu unterdrücken war.

Die Herzogin * * wurde nicht vergessen; aber dieses Mal fand ich blos die Freundin, und es war mir nicht möglich, die Geliebte wieder in ihr herzustellen. Ihr Betragen entstand nicht im Geringsten aus Laune, es war tief durchdachtes System, mich an sich zu fesseln; und ihre Weigerungen

lauteten so gemäßigt, so zärtlich, daß ich, um sie nicht zu beleidigen, nicht länger in sie drang. Ueberdies, ich war schon wieder durch eine andere Liebschaft, wovon ich mir sehr viel Vergnügen versprach, beschäftigt. Ich hatte in der Straße St. Antoine die Frau eines Möbelhändlers, die mir himmlisch zu sein schien, gesehen. Es war eine Blondine von ungefähr achtzehn Jahren, die einen Mann hatte, der ein ansehnliches Gewerbe trieb, und, viel älter als sie, nicht die Kunst verstand, ihr Liebe einzuflößen. Die Frau hatte das ihr verliehene zärtliche Herz dem Himmel gewidmet, da sie kein Geschöpf fand, das es zu besitzen würdig war, und dieses Herz wollte ich nun der Gottheit streitig machen. Alle diese Umstände erfuhr ich von einem meiner Leute, der ein sehr gewandter Mensch war, und diese Entdeckung gemacht hatte. Ihr Widerstand, dachte ich, sollte nicht von langer Dauer sein, und ich ließ mich immer zu einer gewissen Zeit zu St. Paul sehen, wohin sie alle Tage ging, die Messe zu hören. Ich suchte ihr näher zu kommen, und ersah eines Tages die Gelegenheit, mit ihr bei der Taufe eines Kindes zu reden, dessen Mutter von ihrem Manne umgebracht worden war.

Diese traurige Geschichte, welche viel Lärm machte, verschaffte mir Gelegenheit zu einem Gespräch mit meiner Blondine. Ich beklagte das Schicksal der Weiber, die der Tyrannei ihrer Männer ausgesetzt wären, und sagte: die Weiber, von Natur so schwach, sollten den Männern nichts als das Verlangen, ihnen zu huldigen einflößen; dieses schüchterne und bezaubernde Geschlecht wäre zum Glücke des unsrigen geschaffen, und wir müßten aus Erkenntlichkeit es glücklich zu

machen suchen. Meine Handelsfrau hörte mir, wie ich merkte, gern zu, und ich hatte Ursache, mit dieser ersten Zusammenkunft zufrieden zu sein. Sie war mehr als ein Mal während der Unterredung roth geworden, und ich schloß daraus, daß die Fromme mich nach ihrem Geschmacke fand. Mit jedem Tage ersann ich ein neues Mittel, sie in der Messe zu sehen und zu sprechen; und wir hielten schon Zusammenkünfte, ehe sie sich noch dessen versah. Ich erbat mir von ihr die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen; sie wandte mir dagegen die Besorgniß ein, meine Besuche möchten ihrem Manne nicht gefallen; ich hoffte aber in Kurzem mit diesem gefürchteten Manne Bekanntschaft zu machen, der, wie es sich in der Folge zeigte, der beste Mann von der Welt war. Gleich darauf kaufte ich einige Spiegel bei ihm, die ich nöthig zu haben glaubte, ich machte allerlei Anschläge und blieb lange unentschlossen. Dieses erste Mal ging ich fort, ohne etwas anszurichten, kam aber an einem andern Tage, wo er ausgegangen war, wieder. Anfangs sprach ich mit ihr von meinem Kaufe und ging alsdann zu Complimenten über. Sie war hübsch, und jede Frau hört es gern, daß sie es ist. Ich erzählte ihr eine Menge Märchen, welche sie sehr belustigten, nnd sagte zu ihr, wie im Scherze, ich hätte sie zum rasend werden lieb. Meine Fromme nahm eben kein großes Aergerniß daran. Die Sprache, welche ich führte, war ihr neu und wahrscheinlich sah sie ein, daß ich die Kunst besaß, ihr die Liebe weit süßer zu schildern, als ihr Tölpel von Mann. Es kam eine von ihren Frrundinnen, welche diese Unterhaltung, die sich sehr gut anließ, unterbrach. Ich nahm Abschied, und blieb den andern Morgen bei der Messe aus. Ich

wollte die Wirkung meines Ausbleibens sehen. Sie machte mir den Tag darauf Vorwürfe, ich schützte eine Krankheit vor, und da es das schönste Wetter von der Welt war, schlug ich einen Spaziergang auf den Boulevards vor. Sie schlug es aber aus und sagte zu mir: so viel Vergnügen sie sich auch davon zu versprechen hätte, so müßte ihr doch ihr guter Name theurer sein. Ich sah nun wohl ein, daß eine günstige Gelegenheit mich schon in den Besitz des Gutes setzen würde, wonach ich trachtete. Indessen wurden mir doch die ewigen Messen zuwider, und ich beschloß, ein kleines Zimmer in demselben Stadtviertel möbliren zu lassen, um bald mit dieser Frau zu Ende zu kommen. Das Geld für's Möbliren ließ ich, wie billig, den Mann verdienen: er versah mich mit Hausgeräth und Spiegeln, und war sehr mit mir zufrieden. Aber ich hütete mich wohl ihm zu sagen, wer ich wäre, und bezahlte ihm alles baar mit einer Summe Geldes, die ich von der Herzogin ** geliehen hatte, denn mein Vater, der sich selbst sehr in Verlegenheit befand, hielt mich ganz verzweifelt kurz. Zu Mittag speiste ich bei diesem wackern Kaufmanne, er bewirthete mich in seinem Staatszimmer, und als er in den Laden gerufen ward, benutzte ich den Augenlick seiner Abwesenheit, und gab seiner Frau einen Kuß.

Zwar merkte ich nun wohl von Tage zu Tage immer mehr, daß ich geliebt ward, aber ich kam damit doch nicht weiter; meine Fromme fürchtete sich vor der ewigen Verdammniß, und meine Beredtsamkeit wollte nicht zureichen, ihr diese Furcht zu benehmen. Verliebt war ich eben nicht, aber es verdroß mich doch, daß eine kleine bürgerliche Schürze mich so lange hinhielt. Ich nahm mir daher vor, einen Ort mit

Sturm einzunehmen, der nicht kapitulirten wollte; ich lauerte nur auf eine Gelegenheit, und die Herzogin ** verschaffte mir sie, ohne daß sie selbst es wußte. Sie hatte eben einen neuen Flügel an ihr Landhaus bauen lassen, und wollte ihn sogleich möbliren lassen; ich schlug ihr meinen Kaufmann vor, und sie nahm ihn an. Den Augenblick hinterbrachte ich ihm diese gute Neuigkeit und man kann sich vorstellen, wie dankbar der gute Mann sich bezeigte. Er ließ sich nicht träumen, daß ich mit der Verbindlichkeit, welche ich ihm auflegte, auch noch die Absicht, ihn zu entfernen, verband. Auch die Frau schien die Sorgfalt zu erkennen, die ich anwandte, ihnen eine so gute Kundin zu verschaffen. Der Mann reiste nach Mantes, und ich schlug noch denselben Abend meine Wohnung bei seiner Frau auf, in dem Glauben, ich würde nun seinen Platz einnehmen. Aber meine spröde Blondine nöthigte mich, sie noch vor dem Abendessen zu verlassen; und ich wünschte sie von ganzem Herzen zum Teufel, vor dem sie sich so sehr fürchtete. Ich schwor alle Formalitäten abzukürzen, denn ich konnte nicht einsehen, was eine Frau, welche liebt, Besseres zu thun hätte, als sich zu ergeben. Ein Kammermädchen mußte demnach, weil doch eine weibliche Hand nothwendig war, im Namen der Herzogin ** an Madame Michelin, so nannte sich diese Frau, schreiben: daß sie ihr ein neues Hausgeräth machen lassen sollte, und sie bitten, daß sie in Abwesenheit ihres Mannes, zu einer Frau, zu welcher man sie führen würde, gehen, daselbst ein Stück Stoff, den man stickte, abholen und alsdann zu ihr kommen möchte, um mit ihr über die daraus zu verfertigende Arbeit zu sprechen.

Mein Vertrauter, den man nicht kannte, trug diesen Brief

im Namen der Herzogin ** hin, und um seiner Botschaft mehr Wichtigkeit zu geben, hatte ich einen sehr guten Wagen miethen lassen, welcher Madame Michelin nach dem Orte hinbringen sollte, wo sie erwartet wurde. Die Aufmerksamkeit, welche man der Herzogin ** zuschrieb, that die gewünschte Wirkung. Die Handelsfrau putzte sich gewaltig und machte es in der ganzen Nachbarschaft bekannt, daß sie zu einer Herzogin führe. Sie wollte eine Freundin mitnehmen, die bei ihr im Hause wohnte, und im Wagen auf sie warten sollte, glücklicherweise aber war sie nicht zu Hause, und Madame Michelin fuhr zu ihrem großen Leidwesen allein ab. Mein Geschäftsträger hatte den Auftrag, sie in meine ausmöblirte Wohnung zu bringen, wo ich sie mit großer Ungeduld erwartete. Sie kam an, und statt die Stickereien zu finden, welche sie suchte, sah sie mich in einem kleinen Kabinette auf dem Sopha mit einem Buche in der Hand sitzen. Sie schrie laut auf und wollte wieder zurück, aber mein Vertrauter hatte schon die Thür hinter ihr verschlossen. Ich nahm sie in meine Arme, sie riß sich los, und indem sie sich mitten im Cabinette auf die Knie warf, streckte sie ihre Arme zum Himmel und bat ihn, ihrer Unschuld zu Hülfe zu kommen. Der Himmel war taub. Nun fiel ich auf die Kniee und sagte zu ihr: „Sie bitten den Himmel; ich aber, der ich es nicht wage, mich mit meinen Wünschen so hoch zu versteigen, ich richte sie an die Zauberin, welche ich vor meinen Augen sehe. Sie soll inne werden, wie sehr ich sie anbete, und ich erwarte von Ihrem guten Willen die Belohnung für die zärtlichste Liebe. Bisher scheuten Sie sich vor den Leuten, wie ich wahrgenommen zu haben glaube; nun danken Sie mir es vielleicht, daß ich unsre

Verbindung mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt habe. Nur wir beide werden um das Geheimniß wissen, und der Himmel verzeiht leicht einen verborgenen Fehler." Ich wollte mich anschicken ihn zu begehen, aber heftige Ausbrüche des Zornes schreckten mich ab, und ich mußte sie erst austoben lassen. Sie war davon sehr abgemattet und ich schloß daraus, ihr Widerstand würde sich vermindern. Bald beschwor sie mich: sie gehen zu lassen; bald betheuerte sie mir: daß, wenn ich sie in der Lage, worin sie wäre, um ihre Tugend brächte, sie vor Gewissensbissen sterben würde. Sie gestand mir, daß sie mich liebte, aber in Unschuld, ohne ein Verbrechen begehen zu wollen; sie gab zu, sie würde mit mir glücklich sein, aber sie könnte doch, ohne sich an Gott zu versündigen, ihrem Manne nicht untreu werden. Der Schmerz machte sie zu ihrem Unglücke weit anziehender, und ich hoffte noch als Sieger von dannen zu gehen. Ueberdies wollte ich sie noch für einige leichte Nadelritze, die sie mir gemacht hatte, bestrafen. Noch immer zeigte sie einen hinreichenden Widerstand, aber eben unter den Kämpfen gewann ich allmälig etwas Boden, und sah, daß die Zeit, wo ihre Tugend den Geist aufgeben würde, nicht mehr fern war. Ich gestehe, die Belagerung war wüthend, und es dauerte lange, ehe sie sich ergab; vielleicht hätte ich auch weiter nichts davongetragen, als eine fruchtlose Ermüdung, wenn ihre Sinne nicht ihr Gewissen berückt hätten. Madame Michelin besaß sehr reizbare Sinne, die leicht in Flammen geriethen, und ihr Widerstand war eigentlich eine Wirkung der Tugend.

Bald darauf schlossen sich die Pforten der Hölle vor ihren Augen; sie sah weiter nichts als die Freuden des Paradieses,

und ich wurde nun überzeugt, daß eine Fromme eben so inbrünstig einen Mann lieben kann, als sie Gott liebt. Jedes Mal, wenn sich die Trunkenheit verlor, schien das Gewissen sie zu quälen. Zwar suchte ich es zu beschwichtigen, aber ich fand endlich doch, daß es mir an siegreichen Gründen fehlte, die Ruhe in ihrer Seele wieder herzustellen, und ich war genöthigt, sie ihrer Reue zu überlassen. Ich versprach ihr, so oft in diese Wohnung zu kommen als sie es wünschte. Es müßte ihr nun alles bekannt sein, sagte ich zu ihr; das Hausgeräth käme von ihr her, und nichts wäre ihr mehr fremd, nicht einmal der Besitzer des Zimmers. Unter Seufzern stellte sie nun die Ordnung in ihrer Kleidung wieder her; ich wiederholte ihr: das nächste Mal hoffe ich das gutwillig zu erhalten, was ich ihr dieses Mal hätte entreißen müssen, und nun stieg sie voll Kummer wieder in den Wagen, der auf sie wartete. Eine Stunde später hatte ich doch die Neugier, sie zu besuchen, und zu sehen, was da wohl vorginge. Ich traf die Nachbarin bei ihr an, welche indessen wieder nach Hause gekommen, und, da sie um den Besuch bei der Herzogin ** wußte, ganz niedergeschlagen war, daß sie nicht mit ihrer Freundin hatte fahren können. Um sie nun von dieser Materie abzubringen, bezeigte ich der Madame Michelin meine herzliche Theilnahme über den Zuwachs ihres Glückes; ich sagte zu ihr: sie würde nun weiter kommen, als sie es selbst glaubte. Madame Michelin sprach wenig, und schrieb ihre Unlust zum Reden einem Kopfweh zu. Ihre Blicke malten den Sturm ihrer Seele; bald war es ein wüthender, den sie auf mich warf, bald ein zärtlicher, woraus ihre ganze Liebe hervorleuchtete. Ich beging tausend Thorheiten mit der Nachbarin, und sagte zu ihr: daß es mir schiene,

als ob der Aufenthalt bei den Großen der Madame Michelin eben nicht gut bekommen wollte. Die Freundin stimmte mir bei, und betheuerte, sie würde vor Freude außer sich sein, wenn ihr ein solches Glück wiederfahren wäre. Madame Michelin zwang sich minder traurig zu scheinen, aber Thränen, die ihr in den Augen standen, verriethen ihren Zustand, und sie begab sich, unter dem Vorwande auszuruhen, weg.

Ich sah sie einige Tage nicht; der Mann war zurückgekommen, und schien über die gute Kundschaft, die ich ihm verschafft hatte, vergnügt zu sein. Er hatte bei der Herzogin erfahren, wer ich wirklich war, und begegnete mir daher mit der größten Achtung, als er mich wiedersah. Das Gespräch fiel auf die Wohnung, welche er mir möblirt hatte. „Was gewettet," sagte er lachend zu mir, „es ist gewiß so ein Schlagbauer für ihren verliebten Wachtelfang? Obgleich der Herr Herzog einen Palast besitzt," fügte er noch hinzu, und wandte sich in seiner Laune an seine Frau, die eben nicht aufgeräumt zu sein schien, „so bringt er doch gern ein paar Stunden in einer geringen Wohnung zu. Dafür verschönert sie ihm auch die Liebe; denn Du kannst wohl denken, daß der Herr Herzog kein Frauenzimmer für die Langeweile dahin locken wird;" und nun schlug er ein solches Gelächter über seine Einfälle auf, daß er sich die Seiten stemmen mußte. Seine Frau fand nicht so viel Behagen an seiner derben Fröhlichkeit. Sie suchte vielmehr immer mit „Herr Herzog" um sich zu werfen, und ließ es nur zu deutlich merken, daß es ihrer kleinen Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, einen Liebhaber von meiner Geburt zu haben.

Der Herr Gemahl ging wieder mit Hausgeräth nach

Mantes ab und überließ mir seine bezaubernde Ehehälfte. Sie war noch nicht mit sich selbst einig; und bekämpfte immer noch die Neigung, welche sie zu mir hegte. Der Trost indessen, daß alle Schuld auf mich fallen sollte, und diese Selbstbekämpfung sie in ihren und meinen Augen ehre, schien sie mehr zu beruhigen.

Ueberdies suchte ich die Aufwallung ihres Blutes auf mein Conto zu schreiben, und nun kostete es mir weniger Mühe, sie zu überreden. Ich erweckte ihren Stolz, um das Gewissen in Schlaf zu bringen. Das war alle Mal das erste, was ich zu thun hatte.

Die Nachbarin hatte von ihrer Freundin vermeintem Besuche bei der Herzogin ** ein paar Worte fallen lassen; Madame Michelin war daher sehr besorgt, ihr Mann möchte dahinter kommen, daß die Botschaft keine Waaren betroffen hätte. Wie leicht hätte er nicht der Herzogin ** seinen Dank dafür abstatten können; ich kam ihm deshalb bei dieser zuvor, um sie vor allem Verdachte zu schützen. Die Herzogin hörte mich mit kaltem Blute an, und schlug von Zeit zu Zeit die Augen gen Himmel. „Wieder ein neues Schlachtopfer ihrer Streifereien," rief sie aus; „die arme Frau! wie beklage ich sie, wenn ihre Liebe zu Ihnen so groß ist, wie Sie mir erzählen! Sie wird bald schwer genug für die wenigen Augenblicke ihrer Trunkenheit büßen; und darf ich sie nach mir beurtheilen, so wird es ihr viele Thränen kosten." Diese kleine Apostrophe machte mich ungeduldig. Sobald sie es gewahr ward, hörte sie auf zu moralisiren, um sich der zärtlichsten Freundschaft zu überlassen; sie versprach mir, dieser armen kleinen Bürgersfrau, so nannte sie sie, nützlich zu sein, und

beschwor mich, sie zu beruhigen. Sie bat mich, sie selbst immer als meine Freundin zu betrachten, und nie etwas vor ihr geheim zu halten; indessen ward ich doch gewahr, daß meine Offenheit ihr Schmerz verursachte. Die Herzogin hatte auf alle Vertraulichkeit mit mir verzichtet. Aus Furcht, wie ich schon gesagt habe, mich nicht ganz und gar zu verlieren, hatte sie beschlossen, sich blos auf die Freundschaft zu beschränken: sie war überzeugt worden, daß mein flüchtiges Naturell nicht gefesselt werden könnte, und sie endlich gar nichts behalten würde, wenn sie zu viel von mir fordern wollte. Es mußte ihr manchen Kampf gekostet haben, diese scheinbare Ruhe zu erlangen; denn in dem Grunde ihrer Seele lag doch immer noch ein Fünkchen Liebe. Hätte sie meiner Beständigkeit, oder, daß ich mich wenigstens nicht gänzlich von ihr entfernen würde, vergewissert werden können, sie würde sich wieder der Leidenschaft, die sie beherrschte, überlassen haben. Es ist wenig Weibern gegeben, bei so viel Liebe in dem Grade Herr über sich zu werden, und die Liebe unter die Herrschaft der Vernunft zu zwingen. Die Herzogin konnte endlich meine Erzählung mit vieler Fassung anhören. Ich besuchte sie oft; ihre alles übersteigende Nachsicht machte sie mir theurer, und ich habe sie bis zu ihrem Tode als meine wahre Freundin geliebt. Wenn sie sich anders betragen hätte, würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach nur die Zahl derjenigen vermehrt haben, welchen ich gänzlich entsagte, und die nur der Zufall mir wieder vor die Augen brachte.

Die gute Herzogin ** versicherte mich ihrer Freundschaft für Madame Michelin, und versprach mir noch überdies,

sie zu sich kommen zu lassen, damit dem Manne alle Gelegenheit zum Verdachte genommen werde. Ich errieth ohne Mühe, daß bei diesem Liebesdienste ein wenig Neugierde mit unterliefe; da es mir aber wenig verschlug, ob sie dieses oder jenes Mittel wählte, Madame Michelin zu beruhigen, so willigte ich von ganzem Herzen in diesen Besuch ein. Es kam mir auch gar nicht ungelegen, denn es gab mir in den Augen dieser Frau ein Ansehen von Wichtigkeit, und ich konnte ihr jetzt zeigen, daß ich sie mit Auszeichnung behandelte. Man beschloß, sie nun am nächsten Feiertage zu einem Frühstücke einzuladen; und ich machte mich auf den Weg, ihr diese Neuigkeit zu hinterbringen. Ihre liebe Nachbarin war bei ihr, nud gerieth ganz in Erstaunen über die ihrer Freundin zugedachte Ehre. Sie rief ein Mal über das andere aus: „Wie glücklich sind Sie! Ach! mein Gott! Dergleichen ist mir in meinem Leben noch nicht widerfahren. Bei einer Herzogin zu frühstücken! — Liebe Freundin, jetzt müssen Sie sich auch recht heraus putzen, ich will Sie nur mit ankleiden helfen.“ — Und nun wurden alle möglichen Putzanschläge dieser Art Leute mit einer unsäglichen Geläufigkeit der Zunge von der Nachbarin hergenannt; und sie bedauerte nichts mehr, als daß sie nicht an ihrer Freundin Stelle war. Hingerissen von Madame Michelin, hatte ich Madame Renaud, so hieß die Nachbarin, fast ganz übersehen. Sie war Wittwe, mochte ungefähr zwei und zwanzig Jahr alt sein, und hatte ein Paar schwarze, sehr schelmische Augen, die über ihre Physiognomie eine wollüstige Lebhaftigkeit verbreiteten. Ich hatte sie immer nur in ihrer Hauskleidung gesehen; aber dies Mal machte ein gewählterer Putz sie meinen Augen weit anziehen-

der. Eine sehr schlanke Taille, einen vollen schönen Busen, die niedlichste Hand, worüber mein Blick immer hingeleitet war; alles das sah ich, und zürnte auf mich, daß ich die Schönheiten, welche ich jetzt entdeckte, bisher so unverzeihlicherweise übersehen hatte. Ich hoffte aber dieses ihr angethane Unrecht wieder gut zu machen und mich in ein Verhältniß zu sehen, wo ich das besser erwägen konnte, was bisher meinen Augen entgangen war. Zu dem Ende bezeigte ich der Madame Renaud nun mehr Aufmerksamkeit, und mein Bedauern, daß es nicht bei mir stände, sie ihrer Freundin Gesellschaft leisten zu lassen; in meinem Herzen aber schwor ich ihr, sie sollte zur Entschädigung dafür, daß sie nicht mit zu der Herzogin eingeladen war, mit einem Herzoge frühstücken und zu Bette gehen. Desto zufriedener aber war Madame Michelin mit dem, was ich für sie gethan hatte; und ich sah zum ersten Male ein ungetrübtes Vergnügen in ihren Augen glänzen. Dieses nahm bald noch mehr zu; und mein Glück wollte, daß ich zugegen sein mußte, als einer von den Leuten der Herzogin ** ihr ein Billet von seiner Gebieterin übergab. Dieses sehr ehrenvolle Billet enthielt die Einladung zu einem Frühstücke auf den unter uns verabredeten Freitag, bei welcher Gelegenheit sie ihre Meinung über einige Stoffe vernehmen wollte. Ich glaubte, die beiden Weiber wollten über das Billet verrückt werden; sie machten dem Bedienten gewaltige Reverenze, und Madame Michelin bat ihn, seiner Gebieterin zu sagen: sie würde sich ihrem Befehle gemäß zur bestimmten Zeit einstellen. Hier sah ich zum ersten Male, wie stolz Leute dieses Standes darauf sind. wenn sie von uns einiger Vertraulichkeit gewürdigt werden;

und seit der Zeit habe ich Bürger sich zu Grunde richten sehen, um nur die Ehre zu haben, Zutritt bei uns zu erhalten, oder uns bei sich zu bewirthen.

Madame Michelin wollte sich ein Kleid dazu machen lassen, und wiewohl es nur noch zwei Tage bis dahin waren, so mußte sie doch noch durchaus ein Kleid nach der neuesten Mode haben. Sie bat ihre Nachbarin, mit ihr zu gehen um das Zeug zu kaufen; und ich bin gewiß, das ganze Stadtviertel wußte noch an eben dem Tage das große Glück der Handelsfrau. Beim Weggehen fand ich Gelegenheit, der Madame Renaud die Hand zu drücken. Sie war ganz außer sich darüber und erwiederte es. Ich sah schon im Geiste voraus, ich würde hier keinen großen Widerstand antreffen, und betrachtete daher diese Frau als ein Gut, das mir nicht entgehen könne.

Am andern Morgen schickte ich ihr, ohne daß es die Fromme merken konnte, einen Brief, worin ich ihr gestand, daß ich sie liebte, daß ich nur um ihretwillen Madame Michelin so oft besucht hatte, und sie um ein Mittel bat, wie ich sie unter vier Augen sprechen könnte, um sie von der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu überzeugen. Dieser Brief ward angenommen und mit großer Sorgfalt verborgen. Aus dem Entzücken über den Empfang desselben errieth ich schon, daß die Antwort darauf nicht ungünstig ausfallen würde.

Madame Michelin war schon da, als ich am Freitage zur Herzogin ** kam. Wir hatten ausgemacht, ich sollte sie nicht abholen, damit die Nachbarschaft, welche hinter meinen Stand zu kommen anfing, sich nicht über uns aufhalten möchte. Die Herzogin ** bezeigte mir großes Vergnügen über die Bekanntschaft, die sie an Madame Michelin gemacht, und über

ihren vortrefflichen Geschmack, welchen sie bei Befragung ihrer Meinung über ihr Hausgeräth gezeigt hätte. Beim Frühstück ging es sehr munter zu, und wäre Madame Renaud noch dabei gewesen, so hätte ich mich mit Amor unter den drei Grazien vergleichen können. Die Herzogin ** verwandte fast kein Auge von Madame Michelin, so sehr gefiel ihr das sittsame Wesen derselben, und man konnte auch wirklich nicht leicht ein ehrbareres Aeußere haben. Diese beiden Weiber hatten vieles mit einander gemein. Beide waren schwach, ohne leichtsinnig zu sein; sie hatten nur der unwiderstehlichen Leidenschaft der Liebe nachgegeben. Beiden, von Gewissensbissen gepeinigt, war die Gegenwart des Geliebten und der Reiz des Vergnügens, zur Ruhe vor jenen nothwendig Es war fast immer nur ein neues Opfer, das die Tugend der Liebe brachte. Madame Michelin vergaß sich zuweilen und warf sehr schmachtende Blicke auf mich. Die Herzogin **, auf alle Aeußerungen der Andern aufmerksam, wurde es gewahr und verrieth in ihrem Gesicht den Eindruck, welchen es auf ihre Seele machte. Sie schien die Fromme zu beklagen; ihr Gesicht drückte Theilnahme und Mitleid aus. „Arme Frau!" schien sie zu sagen, und Thränen rollten ihr über die Wangen herab, die ihr vielleicht bei der Erinnerung an die Leiden, welche mein Leichtsinn ihr verursacht hatte, in die Augen getreten waren. Wäre ich mit ihr allein gewesen, ich hätte der Begierde nicht wiederstehen können, sie ihres Entschlusses vergessen zu machen, so anziehend erschien sie mir.

Man brachte ihr einen Brief, worauf sie antworten mußte; und sie bat uns um die Erlaubniß, in ihr Cabinet zu

gehen. Es kam mir gar nicht ungelegen; sie wünschte allein zu sein, um ihre Unruhe zu verbergen.

Mein Erstes, sobald ich mich mit Madame Michelin allein befand, war eine Umarmung. Die Herzogin ** hatte meine Sinne so entzündet, daß ich das Bedürfniß, sie abzukühlen, fühlte. Wenn meine Begierden heftig wurden, dann hielt mich nichts ab, sie zu befriedigen; ich wähnte, die Herzogin wollte uns Frist verschaffen, und betrug mich daher gegen Madame Michelin als ob sie zu Hause wäre. Es schien mir etwas köstliches, ihrer, fast im Angesichte der Herzogin **, auf demselben Sopha, wo ich dieser ewige Liebe geschworen hatte, zu genießen; aber zur Ausführung eines so wohl erdachten und hernach so oft ausgeführten Planes, hätte ein anderes Weib gehört als meine Fromme. Diese zitterte, beschwor mich, vernünftig zu sein, und machte so viel Geräusch, daß ich sie fahren lassen mußte, aus Furcht, ein zu großes Aergerniß zu geben. Solche von Vorurtheilen eingenommene Weiber sind stets schüchtern; das Herz steht bei ihnen unter der Vormundschaft des Kopfes; sie verstehen sich nicht darauf die Gelegenheit beim Schopfe zu ergreifen, und das taugt zu nichts als zum Schmachten, und muß folglich den Ueberdruß beschleunigen. Ich war entsetzlich wild auf sie, ging zu der Herzogin hinaus, nnd gab bei dieser vor, daß ein nothwendiges Geschäft mich nöthigte, sie zu verlassen. Madame Michelin sagte ich frostig: „Adieu;" sie schien ganz bestürzt und verlegen über meinen Abschied.

Mein Blut war noch immer in der heftigsten Wallung, mir fiel bei, daß Madame Renaud nicht sehr grausam zu sein schien; vielleicht, dachte ich, triffst du das bei der der Brü-

nette an, was du bei der Blondine nicht vorgefunden hast. Sie wohnte, wie schon gesagt, bei Madame Michelin im Hause. Ich nahm mich wohl in Acht, mich von den Leuten im Laden sehen zu lassen, und stieg in den zweiten Stock, wo meine neue Gottheit wohnte. Mein guter Geist hatte schon eine alte Köchin entfernt, die einzige Dienerin meiner kirren Wittwe. Ein Auftrag, den sie in einem andern Stadtviertel auszurichten hatte, kam meinem dringenden Bedürfniß, geliebt zu werden, ganz vortrefflich zu statten. Vor Erstaunen, mich zu sehen, that sie einen lauten Schrei; ich gab mir alle Mühe, ihr die Wichtigkeit des Opfers zu schildern, das ich ihr darbrächte, indem ich Madame Michelin bei der Herzogin allein gelassen hätte. „Ich habe," sagte ich ihr, „nothwendige Geschäfte vorgeschützt, und die bestehen darin, Ihnen meine Liebe und Freiheit zu Füßen zu legen." Die Weiber besiegt man beinahe alle mit der Eitelkeit. Madame Renaud dankte mir tausendmal, daß ich sie jenen Damen vorgezogen hätte: nur war sie nicht zu beruhigen, daß ich sie im Nachtkleide überraschte. „Dies macht Sie nur noch reizender," sagte ich ihr, und das Vergnügen strahlte sogleich wieder aus ihren Blicken. Mir fiel ein angefangener Brief in die Augen; sie wollte ihn vor mir verbergen, ich bestand aber darauf, ihn zu sehen. „Wird es Sie glücklicher machen," sagte sie in einem zärtlichen Tone zu mir, „wenn Sie wissen, daß der Brief an Sie gerichtet ist?" und in eben dem Augenblicke reichte sie mir ihn zum Lesen Er enthielt Besorgnisse nicht geliebt zu werden, und ein zwar nicht ganz ausdrückliches Liebesgeständniß, aber doch die Versicherung, daß sie mich Andern vorgezogen hätte, und ich nicht Herzog zu sein brauchte, um

sehr liebenswürdig gefunden zu werden. Ich steckte den Brief zu mir, und umarmte Madame Renaud mit vielem Feuer; sie wollte reden, aber mein Mund verhinderte sie daran. Hinter uns stand ein Bett, Madame Renaud, eines so kühnen Angriffs nicht gewärtig, that einen Schrei, als sie merkte, daß sie hinein fiel. Sie vertheidigte sich schwach; das Erstaunen benahm ihr die Kräfte, und alles was sie mir sagen konnte, als sie sah, daß ich immer weiter um mich griff, war: „Aber! Herr Herzog; aber! Herr Herzog —" Des Herzogs Sinne sprachen indeß so laut, als daß er auf diese Ausrufungen hören konnte; und die Brünette genoß den Vortheil von den Begierden, welche die Herzogin und die Blondine so lebhaft erregt hatten. Madame Renaud befand sich bald in dem Zustande, worin ich war, da ich so heftig in sie drang, und gab sich ganz dem Vergnügen hin, welches sie mit mir theilte. Hier bekam ich nicht Vorwürfe, sondern Versicherungen der zärtlichsten Zuneigung; sie sagte mir: sie schätze sich sehr glücklich die Wünsche eines Mannes wie ich auf sich gerichtet zu haben. An kleinen aller Ehre werthen Liebhabern habe es ihr nicht gefehlt; Keiner aber könnte sich, wie sie behauptete, einer Gunstbezeugung von ihr rühmen. Ich wäre ein wohlgemachter Mann, ganz geschaffen, das weibliche Geschlecht zu verführen, weil ich sie des ganzen Vorspieles zur Catastrophe überhoben hätte. „Der Fehler ist begangen," sagte sie erröthend, „wenn es einer ist, ehe man noch gewahr wird, daß man ihn begeht" In kurzem war ich Madame Renauds Held, und hielt mich, wie es sich auch geziemte, für verpflichtet, ihr neue Proben meiner Gesinnungen zu geben, sie nahm sie mit aller ersinnlichen Höflichkeit an.

Es ward in Abrede genommen, daß wir uns wie gewöhnlich bei Madame Michelin sehen, und durch Zeichen zu verstehen geben wollten, wenn wir Lust hätten zusammen zu kommen und die Versicherungen unserer Liebe zu erneuern. Wir verließen einander; ich zufrieden mit ihr, sie aber noch zufriedener mit mir.

Ich ging zur Thür hinaus, ohne daß man mich aus Madame Michelins Laden, welche schon wieder zurückgekehrt war, bemerken konnte. Durch einen Umweg kam ich auf meinem gewöhnlichen Wege wieder zu Madame Michelin zurück. Ich that sehr kalt, und sagte: schlimmer könnte man sich gegen einen Mann, den man liebte, nicht betragen, als sie gethan hätte; der größte Beweis, welchen ein Frauenzimmer von ihrer Liebe zu geben vermöchte, wäre, in alle Wünsche des Geliebten einwilligen. Madame Michelin sah mich traurig an, ohne mir zu antworten; und ich fuhr fort ihr Vorwürfe zu machen. Die gute Frau ließ sich das nicht träumen, was eben mit mir vorgegangen war. Sie glaubte, der Spaziergang hätte mich ruhiger gemacht; sie entschuldigte sich mit der Achtung, welche sie der Besitzerin jenes Zimmers schuldig gewesen, noch mehr aber mit Furcht, überrascht zu werden, sie besäße nicht, sagte sie, jene Selbstvergessenheit, die sich über allen Wohlanstand hinaus zu setzen vermöchte, und ich wäre sehr ungerecht, wenn ich sie tadelte, die Wohlanständigkeit nicht übertreten zu haben. Ich stellte mich noch ein Mal so ungehalten, behauptete: sie liebte mich nicht mehr, und betrug mich so, daß meine gute Fromme, die darüber außer sich gerieth, Alles anwandte mich wieder zu besänftigen. Sie that mir selbst zum ersten Male, und mit Erröthen den

Vorschlag, bei mir in meiner kleinen Wohnung das Vesperbrod einzunehmen. Man sah es ihr an, wie viel es ihr kostete, diesen Vorschlag zu thun, und ich hatte sehr wenig Lust, ihn anzunehmen. Mein Besuch bei Madame Renaud flößte mir mehr das Verlangen ein, mich zur Ruhe zu begeben, als eine solche Zusammenkunft zu halten. Madame Michelin, ganz niedergeschlagen über meine Weigerung, verdoppelte ihre Aufmunteruugen; aber vergebens. Ich hielt mich tapfer, und sie glaubte, der Zorn hätte mich zu dieser Härte bewogen. Nun sah ich den Augenblick nahen, wo sie im Begriff stand, sich ganz und gar vor ihren Leuten zu vergessen, von welchen sie aus dem Laden gesehen werden konnte. Ich verließ sie ganz untröstlich über meine Flucht, aber sehr froh, daß ich eine Scene nicht zu Ende zu spielen brauchte, die mir schon anfing, sehr bedenklich zu werden.

Sobald sie allein war, hatte ich meine Betrachtuugen über das Wunderliche in dem Betragen der Weiber. Bezeigt man ihnen zu viel Eifer, gleich thun sie kälter, oder sie machen Einem auch, im Fall sie einige Grundsätze von Tugend besitzen, mit ihrer Reue nnd ihren Gewissensneckereien Langeweile. Stellt man sich gleichgültig gegen sie, so erwacht auf einmal die Zärtlichkeit wieder, und das Gewissen verstummt. Es scheint wohl, daß beleidigte Eigenliebe die heftigste Leidenschaft ist, die sie beunruhigen kann. Dieses verleitet sie zu mehr Thorheiten und Uebereilungen, als es die Liebe selbst thut. Eine Frau, die von der Eigenliebe beherrscht wird, ist zu allem fähig; und man hat Beispiele, daß einige, nachdem sie schon den gewandtesten Liebhabern widerstanden hatten, sich doch noch dem ergaben, der ihren Stolz damit beleidigte,

indem er einige Zweifel durch Schönheiten, die er an ihnen finden konnte, aussprach. Die Begierde zu beweisen, daß sie schön sei, hat schon mehr als Eine fallen gemacht; und ein gewandter Mann, der die schwache Seite einer Frau zu fassen weiß, siegt gewiß über sie, sie sei auch wer sie wolle.

Der gute Michelin kam auf zwei Tage nach Paris, und konnte mir nicht genug für die Ehre, die seine Frau durch mich genossen hatte, danken. „Eine Frau von dem Range der Herzogin," rief er aus, „läßt sich bis zu uns herab! Während er sich in Bezeigungen seiner Hochachtung und Erkenntlichkeit ganz verlor, wandte seine Frau alles an, herauszubringen: ob ich noch böse wäre? Ich stellte mich sehr aufgeräumt, vermied aber immer, sie anzusehen, und nahm auch nicht eine Gelegenheit wahr, mit ihr allein zu reden; sie wußte nicht, was sie von meiner Kälte denken sollte, und wollte durchaus eine Erklärung von mir haben. Sie versuchte alle ersinnlichen Mittel, mit mir allein zu sein, und ihren Mann, der ihr sehr überlästig war, zu entfernen. Einer Frau, und wäre sie auch eine Fromme, fehlt es nie an List, sich einen Zeugen, der ihr zur Last ist, vom Halse zu schaffen; und Madame Michelin, die eben so viel Schlauheit als jede Andere besaß, trug ihrem Manne ein wichtiges Geschäft in der Vorstadt St. Germain auf. Er ging fort, und machte tausend Entschuldigungen, die ich ihm alle von Herzen gern ließ.

Kaum war er hinaus, als sie mich auch schon bei der Hand ergriff, und mit Thränen in den Augen zu mir sagte: „Ohne Sie, Herr Herzog, wäre ich noch unschuldig; freilich hätte ich keine Freuden kennen gelernt, die unschätzbar sind, wenn man sie ohne Gewissensbisse genießen kann; dafür würde

ich nun aber auch ruhiger sein. Sie haben eine Zerstörung in mir angerichtet, die ich Ihnen nicht zu beschreiben vermag. Ach, fast täglich beweine ich in meiner Einsamkeit meine verletzte Treue! So lange ich bei Ihnen bin, verliere ich alle Ueberlegung und fühle mich so hingerissen, daß ich meiner selbst nicht mächttg bin; ziehe ich mich aber in die Einsamkeit zurück, so verbittert mir die Reue diese angenehme Täuschung. Seit drei Tagen haben Eifersucht, Kummer, und noch weit mehr die Liebe, die ich zu Ihnen hege, ihre Schreckbilder an mein Lager gekettet. Ich brenne vor Verlangen, Ihnen alle Beweise meiner Zärtlichkeit zu geben; Ihr Zurückstoßen vermehrt, wo möglich, die Trunkenheit, welche ich aus Ihren Umarmungen mitnehme. Ihrer Liebe bedarf ich, um wieder zu mir selbst zu kommen, und Sie begegnen mir mit der größten Gleichgültigkeit. Ich will in ihren Augen mein Glück lesen, und diese vermeiden die meinigen. Von dieser Empfindung, die Sie wahrscheinlich nicht mehr für mich haben, hingerissen, that ich Ihnen den Vorschlag: mich in Ihre kleine Wohnung zu führen. Sie wissen nicht, wie viel diese Bitte mich gekostet, und ich hatte den Schmerz, zu sehen, daß Sie unmenschlich genug waren, sie mir abzuschlagen. Ach! liebster Herzog, seit diesem Augenblick lebe ich nicht mehr; Ihre Verachtung ist mir unerträglich: ich kann in meinen Augen schuldig sein, aber in den Ihrigen bin ich es gewiß nicht; mein Fehler ist Ihr Werk, und es würde grausam von Ihnen sein, mich dafür zu bestrafen."

Madame Michelin sagte dieses mit so viel Nachdruck, daß sie mich ein wenig rührte. Die in Affekt gebrachte Liebe verlieh ihr eine natürliche Beredsamkeit, die sich bisher noch

nicht hatte entwickeln können, und ich wußte mir Dank dafür, daß ich ihr eine Gelegenheit verschaffte, sich von dieser glänzenden Seite zu zeigen. Es wäre thöricht von ihr, sagte ich, sich so anzugreifen, wie sie es zu thun schiene; sie müßte doch einsehen, daß ich sie noch liebte, weil ich sie bei der Herzogin ** von meiner Liebe hätte überzeugen wollen; ihr Gezier aber wäre mir ärgerlich gewesen, und ich hätte Ursache, mich zu beklagen, nicht sie.

Ich nahm ihre Hand und drückte sie; das Gesicht meiner Frommen heiterte sich auf; ich sah meine Verzeihung in einem Blicke, den sie voll Liebe auf mich warf. Nichts war noch übrig, als den Frieden völlig abzuschließen. Der Mann verreiste am nächsten Abend, und ich that Madame Michelin den Vorschlag, seinen Platz einzunehmen; sie verwarf ihn jedoch als unmöglich. Je mehr Schwierigkeiten sie mir zeigte, desto mehr drang ich darauf, sie zu übersteigen. Ich ward böse; sie fürchtete eine neue Scene, und versprach auch das Unmögliche zu thun, meine Wünsche zu erfüllen. Vor nichts aber war ihr so bange, als vor einem Ladenmädchen, das neben der Kammer in einem Cabinet schlief, und durch die Kammer mußte, wenn sie in ihr Bett wollte. Dieses Mädchen durfte nur das Geringste merken, und es war um den guten Namen ihrer Frau geschehen. Man konnte sie an keinen andern Ort hinbetten. Was nun zu thun? Madame Michelin versicherte mir heilig, ohne diese Schwierigkeit würde sie in alles willigen, wie viel ihr auch dieser Schritt kostete; aber, fügte sie hinzu, ich müßte ja selbst einsehen, daß es unmöglich wäre, den Platz ihres Mannes einzunehmen, wofern ich nicht ein Mittel ausfindig machte, es

ohne Gefahr zu thun. Ich besann mich einige Zeit, und ich stand in der unruhigsten Erwartung da, was ich angeben würde. Endlich drückte ich sie an mein Herz, und sagte zu ihr: „Morgen bin ich Ihr Mann. Nichts ist leichter, als sich vor diesem Mädchen zu sichern; man muß ihr nur einen so guten Schlaf verschaffen, daß sie nicht aufwachen kann. Den Augenblick will ich zu meinem Apotheker gehen, und einen Schlaftrunk bestellen, der ihr nicht den geringsten Schaden thun, uns aber die Sicherheit gewähren soll, daß wir von ihr in unserm Vergnügen nicht gestört werden. Sie soll uns die ruhigste Nacht ihres ganzen Lebens zu verdanken haben. Bei dem Worte „Schlaftrunk“ überfiel Madame Michelin ein Schauder; ich bewies ihr aber endlich, daß Opium, in einer kleinen Dosis genommen, unschädlich wäre; und nach einigen Gegeneinwendungen, versprach sie, es ihr selbst in den Wein zu mischen, den sie zu ihrem Abendessen bekäme. Sie war nur froh, den Frieden wieder zwischen uns hergestellt zu sehen, und gestand mir, diese Unterredung hätte ihr einen schweren Stein vom Herzen gewälzt.

Madame Renaud trat inzwischen herein. Seit meinem ersten Besuche hatte ich sie nicht gesehen, und ich stellte einen Vergleich zwischen meinen zwei untergeordneten Gottheiten an. Die Blondine besaß eine weit regelmäßigere Schönheit; über alle ihre Züge war eine süße Anmuth verbreitet. Sie hatte das schönste Haar von der Welt, und, was sehr zu verwundern war, ganz schwarze Augenwimpern und Augenbrauen. Ein schöner Busen, der sich nur ein wenig verrieth, flößte das Verlangen ein, ihn ganz zu sehen. Bei diesen Gaben wäre nur noch zu wünschen gewesen, daß der Geist

der Wollust sie beseelt hätte; aber man war genöthigt, ihr ihn einzuhauchen. Madame Renaud hingegen erweckte ihn, fachte ihn an, und bedurfte keiner Aufmunterungen, sie war selbst schon lauter Leben. So feurig sie in ihrer Unterhaltung war, eben so feurig fand man sie auch in der Liebe. Sie war nicht so weiß, als ihre Freundin, aber das Colorit ihres Teints hatte etwas weit lebhafteres; ihre Augen flammten Liebe und Fröhlichkeit, und machten einen gewaltigen Abstich mit dem schmachtenden Blicke der Madame Michelin. Hatte man sich mit dieser über Liebe ausgesprochen, so wußte Madame Renaud diesen Stoff immer noch so anziehend vorzutragen, daß man sich von Neuem wieder in ein Gespräch darüber einließ; bei der Frommen wäre Einem wahrscheinlich das Gespräch ausgegangen, und wenn man sich auch seit langer Zeit nicht gesehen hätte.

Eine Frau, welche Hausgeräth einkaufen wollte, und Madame Michelin in den Laden abrief, half der Ungeduld der Madame Renaud, mit mir allein zu sein, ab. Sie steckte mir einen großen Brief zu, und sagte: sie hätte sich seitdem unaufhörlich mit mir beschäftigt, und eine schlaflose Nacht mit dem Schreiben dieses Briefes um einen guten Theil angenehm verkürzt. Ich bezeigte ihr sehr lebhaft meine Erkenntlichkeit, und fragte sie: wann sie es mir erlauben könnte, ihr ungestört meinen Dank dafür abzustatten? Mein Vorsatz war gleich, beiden Nachbarinnen, da sie in einem Hause wohnten, nur eine und dieselbe Nacht zu widmen, und ich that der gegenwärtigen den Vorschlag, die folgende Nacht das Bett mit ihr zu theilen. Man kann sich nichts so Verbindliches denken, als diese Brünette war; mein Wille galt

ihr für ein Gesetz, und wir machten mit einander aus, sie sollte mich um zwei Uhr des Morgens erwarten, indem ich meinem Vorgeben nach, nicht eher von einem Balle, der bei einem meiner Verwandten wäre, wegkommen könnte. Nach meiner Rechnung hatte ich Zeit genug, die Friedens-Tractate mit meiner Frommen zu schließen, um mich alsdann zu einer neuen Zusammenkunft zu begeben.

Madame Renaud war so vorsichtig, mir den Schlüssel zur Hausflur einzuhändigen; ich wäre, sagte sie, außer ihrem Mann der Erste, der sie dahin hätte bringen können, ihre Pflicht zu vergessen. „Zwar ist," setzte sie lächelnd hinzu, „was ich thue, sehr unrecht; aber warum besitzen Sie auch die Kunst, das Unrecht in ein Vergnügen zu verwandeln? Nehmen Sie sich nur vor meiner Nachbarin in Acht; sie ist fromm, aber ich kenne sie, sie ist eine rechtschaffene Fromme; denn die, dafür wollte ich mit meinem Leben stehen, würden sie in ihrer Treue nicht wankend machen. Mit keinem Auge sähe sie mich mehr an, wenn sie nur die geringste Schwachheit für Sie bei mir vermuthete. Sie ist in ihrer Jugend, was ich im Alter zu werden denke; der Himmel ist immer bereit, uns unsere Sünden zu vergeben; und Sie machten mich mit einer so liebenswürdigen Gattung derselben bekannt, daß es nicht schwer sein muß, Verzeihung dafür zu erhalten." Madame Michelin kam wieder herein, und hemmte den Strom ihrer Rede, wovon ich nur dieses Wenige wieder erzählen kann. Bald darauf verließ ich sie, froh, daß ich meine Zeit so gut eingetheilt hatte.

Den andern Morgen versprach ich wieder bei meiner Handelsfrau zu sein, und händigte ihr den Schlaftrunk ein, womit

ein garstiges vierschrötiges Ladenmensch, welches sie mir zeigte, eingeschläfert werden sollte. Ich konnte mich nicht des Lachens über den Streich, den ich ihr spielen wollte, enthalten. Zugleich bauete ich bei Madame Michelin vor, daß ich ihr nicht die ganze Nacht widmen könnte, sondern nur bis zwei Uhr Gesellschaft zu leisten vermöchte. Ich bezeigte ihr mein Bedauern, sie so bald wieder verlassen zu müssen, in einem solchen Tone, daß sie es für aufrichtig hielt, und bat sie nun, ihre Leute bei Zeiten zur Ruhe zu schaffen, damit wir uns spätestens um eilf Uhr umarmen können. Sie versprach mir dies, und vor allem, um sich einen ruhigen Genuß zu verschaffen, der Magd den Schlaftrunk gut beizubringen. Auch sie gab mir einen Schlüssel, wie Madame Renaud den Abend vorher gethan hatte; aber ihr zitterte die Hand dabei. Sie war nicht so beherzt als jene, und ich ging mit zwei Schlüsseln versehen aus dem Hause. Von da begab ich mich zur Herzogin **, und traf sie über der Ausarbeitung einiger Verse an, welche sie unter ein Miniatur-Gemälde, das sie von mir hatte, setzen wollte. So viel ich auf einem Papier, das sie vor mir verbarg, gewahrte, hatte sie verschiedene Male dabei angefangen. Ich wollte sie sehen, und da die Herzogin ** sich weigerte, sie mir zu zeigen, so glaubte ich, es stecke ein Geheimniß dahinter. Sie würde, behauptete ich, nicht so zurückhaltend sein, wenn sie nicht eine andere Verbindung eingegangen hätte. Ich stellte mich sehr empfindlich, aber auch zugleich sehr froh, durch diese Entdeckung die Ueberzeugung erhalten zu haben, daß der Plan zum Bruche, den sie nur zu deutlich merken ließ, und den, meiner bisherigen Meinung nach, ihre Tugend entworfen hätte, nichts als die Folge eines

Liebeshandels mit einem andern wäre, den sie wahrscheinlich weit liebenswürdiger als mich fände. „Eine so ungünstige Meinung," sagte sie mit Thränen in den Augen, „können Sie Fronsac von mir hegen? Ihrer Liebe konnte ich nicht widerstehen; aber nach Ihnen sollte nie ein Anderer das Recht erhalten, mir eine solche Schwachheit vorzuwerfen! Ich war noch nicht unglücklich genug; es fehlte noch an ihrer Verachtung. Sie würden wahrhaftig das Recht nicht haben, eine Frau, die Sie vielmehr schätzen sollten, so unbillig zu behandeln, hätte nicht der Zufall Ihnen den Besitz derselben in die Hände gespielt. Ja, ich würde Ihnen widerstanden haben, wenigstens glaube ich es, aber ihre Verwegenheit vereitelte meine Vorsätze. Denken Sie nur an die erste Nacht, und an mein Erröthen in derselben; meine Reue ist aufrichtig; ich betete Sie an, den ersten Schritt habe ich gethan, und die Liebe, welche weit mächtiger ist als meine Grundsätze, entfernte Alles aus meinen Augen. Welches Weib kann dem Manne, der ihr Abgott ist, widerstehen, wenn er das Mittel ausfindig gemacht hat, sie im Schlafe zu überraschen! Ich kann meine Verwirrung entschuldigen; sie würde ohne Zweifel noch fortdauern, wenn ich mich hätte überreden können, daß ein junger Flattersinn, wie Sie, gefesselt werden könnte. Nach unzähligen Kämpfen habe ich meine Zärtlichkeit aufgeopfert, um meine Ruhe wieder zu erhalten, oder vielmehr, um nie wieder des Vergnügens, Sie zu sehen, beraubt zu werden. Ohne Zweifel bin ich das erste Weib, das sich mit Willen den Liebesbezeigungen des angebeteten Geliebten entzieht, um sich in ihren Forderungen zu bescheiden, und welche, weil sie seinen flüchtigen Charakter kennt, lieber die Vertraute sein

will, um ihn nur immer zu sich zurückzuziehen. Es war Uebermaaß an Liebe und Delikatesse, was meine Vernunft leitete, indem es mein Herz zerriß. Ich glaubte weniger unglücklich zu werden, und bin es nun noch mehr. Ihr beleidigender Verdacht durchbohrt das Herz, welches Sie immer noch zu sehr liebt, und ich möchte lieber auf das Glück, das mir Ihre Gegenwart gewährt, verzichten, wenn Sie immer so ungerecht sein wollten, als sie es in diesem Augenblicke sind."

Die Herzogin ** hatte einen so überredenden Ton, indem sie dieses sagte, sie begleitete ihre Worte mit Thränen, die so aufrichtig schienen, daß all' mein Gefühl für sie wieder erwachte. Sie war, ohne Widerrede, die liebenswürdigste und geistreichste von allen Weibern, deren Gunstbezeugungen ich je genossen hatte; ihr Betragen gegen mich, der gute Rath, welchen sie mir immer gab, noch mehr aber eine lange Entbehrung des Genusses, welchen sie mit einer unglaublichen Feinheit vermied; alles dieses machte sie mir in diesem Augenblicke weit verführerischer als jemals. Ich warf mich ihr zu Füßen. Ich ergriff ihre Hände, die ich mit eben so wahrem, als lebhaftem Entzücken küßte; ich bat sie tausend Mal um Verzeihung wegen des Schmerzes, den ich ihr verursache, und versicherte ihr, daß es der letzte sein sollte. Nun hegte ich nicht mehr den geringsten Verdacht von einem Nebenbuhler, sagte ich ihr, es wäre mir aber nicht möglich gewesen der ersten Regung der Eifersucht, die sie durch das so sorgfältige Verstecken des beschriebenen Papiers in mir erweckt hätte, zu widerstehen; meine Eifersucht käme natürlich daher, daß ich so heftig liebte; diese Liebe müßte sie nicht als ein

Verbrechen betrachten, obgleich sie ihr solche zu zeigen, mir nicht erlauben wollte; sie dürfte versichert sein, daß, meiner Unbeständigkeit ungeachtet, das Vergnügen sie zu sehen für mich noch unendlichen Reiz habe, und mich nur reine Liebe zu ihr führe.

Ein Weib, das liebt, ist leicht zu überreden. Es zeigte sich auch bald die Heiterkeit auf dem Gesichte der Herzogin ** wieder; ein Kuß versiegelte die Verzeihung, die ich von ganzem Herzen von ihr erhielt. Dessen ungeachtet bezeigte ich ihr doch den Augenblick darauf mein Verlangen das, was auf dem vor mir versteckten Papiere stände, zu lesen; und nachdem mich die Herzogin ** mit dieser, ihr unzeitig scheinenden Neugierde ein wenig aufgezogen hatte, gab sie mir mein Portrait und den Entwurf von Versen, welche sie Einfälle nannte, in die Hand. „Da sehen Sie nun selbst," sagte sie zu mir, „mit wem ich mich beständig zu unterhalten die Schwachheit habe." Ich las diese Verse, die ersten, die auf mich gemacht sein mochten, und wovon ich hier die Abschrift gebe. Sie sollten unter das Portrait gesetzt werden. Es sind zweierlei Arbeiten über einen Gegenstand, und man wird daraus sehen, daß ich mir schon sehr jung den Beinamen des **Ungetreuen** erworben habe.

1.

Geboren scheint der Mann zu unsrer Herzen Pein,
Er glüht in jedem Nu von einem neuen Feuer;
Und Keine sieht bei ihm mehr als des Glückes Schein,
Sie liebt den Schmetterling und büßt die Schwachheit theuer.

2.

Wohin er blickt, geliebt, und untreu allen Schönen,
Heischt Fronsac immer nur der Liebe letzten Lohn;
Er flieht, wo Felsen dräun, auch selbst der Wollust Thron,
Und eilt zu Andren hin, die seine Wünsche krönen.

Ich bezeigte hierauf der Herzogin ** meinen Dank dafür, daß sie an mich denke, und suchte sie alsdann zu überreden, daß ich nicht ganz die schlimme Meinung verdiente, die sie von meiner Beständigkeit hegte. So viel gestand ich ihr zu, daß ich in der Abwesenheit die Betheuerungen vergäße, die ich allemal, wenn ich sie machte, große Lust hätte zu halten; im Grunde des Herzens wüßte ich wohl eine Geliebte, die wahre Zärtlichkeit verdiente, mit Auszeichnungen zu behandeln; sie zum Beispiel wäre vorzugsweise (par excellence) meine Geliebte; zu ihr kehrte ich jederzeit mit neuer Inbrunst zurück, und die an ihr begangene Untreue, wozu mich Umstände verleiteten, gäbe den ersten Augenblick nach dem Rausche Ursache, sie desto mehr zu beklagen; in der Folge sähe ich dann ihren Werth besser ein, und meine seit einiger Zeit lau gewordene Liebe bekäme dadurch neue Stärke.

Die Herzogin ** konnte sich des Lächelns nicht enthalten über die Wendung, welche ich nahm, meine Untreue zu beschönigen, und sagte zu mir: sie wäre mir wahrscheinlich noch wohl Dank für die ihr gespielten Streiche schuldig, weil diese mich erst in den Stand gesetzt hätten, ihren Werth besser zu schätzen. Der scherzhafte Ton trat an die Stelle des ernsthaften, den wir bisher geführt hatten, und ich ließ ihr mein Gemälde mit der Bitte, es lebenslang zu bewahren, als das

Bild ihres besten Freundes. Sie versprach mir es nie aus den Händen zu lassen, und hielt Wort; denn es wurde mir nach ihrem Tode, der siebzehn Jahre nach meiner Zurückkunft von dem Gesandschaftsposten in Wien erfolgte, wieder zugestellt. Dieser Auftrag, welchen sie ihrer Kammerjungfer gab, war das letzte was sie sprach. Man fand das Gemälde auf dem Herzen dieser Freundin.

Sie fragte mich nach Neuigkeiten von Madame Michelin, und ertheilte ihr viel Lob. Aus einer Unterredung mit ihr, nachdem ich schon fortgewesen, sagte sie, hätte sie bemerkt, daß diese Frau wirklich Tugend besäße; ohne Zweifel wäre sie, wie sie selbst, von einer unbezwingbaren Leidenschaft hingerissen worden; ich müßte schlechterdings ein Zaubermittel haben, mich liebenswürdig zu machen. Sie bat mich, diese Frau mit Achtung zu behandeln, ob sie gleich von einem geringern Stande wäre, und sagte mir zu Gunsten der Madame Michelin alles, was sie nur zu ihrem eigenen Besten hätte vorbringen können. Dieses Betragen, welches bei einem liebenden Weibe so selten angetroffen wird, flößte mir noch mehr Achtung für sie ein, und fachte wieder ein Feuer in mir an, das niemals viel Mühe kostete entflammt zu werden. Weg war die Blondine, wie die Brünette, aus meinen Gedanken; ich vergaß, daß ich schon auf den Abend versagt war, und that der Herzogin ** den Vorschlag, ganz darauf Verzicht zu thun. Ich zeigte ihr den Schlüssel, wodurch ich zu der Gesellschaft mit meiner Frommen gelangen sollte. Von der andern Zusammenkunft sagte ich ihr nichts, weil ich mich schämte, ihr alle meine Anschläge zu verrathen; ich schilderte ihr nun, welche Ueberwindung Madame Michelin

die Einwilligung gekostet hatte, mir diese Nacht zu weihen, und fügte hinzu, ich wäre bereit, ihr den Preis derselben aufzuopfern, wenn sie sich mir wieder ergeben wollte. Ich wiederholte ihr, daß ich keine andere als sie lieben könnte, und daß, wie anziehend mir auch das Vergnügen eine Fromme zu umarmen, geschienen hätte, dennoch mein Besuch gewiß nicht auf Antrieb meines Herzens geschähe; kurz ich wandte alle Verführung an, deren ich fähig war, die Herzogin ** in eben der Nacht zu erhalten, wo mich andere erwarteten, die ich von Herzen gern aufopfern wollte; so viel verführerisches hatte der gegenwärtige Augenblick für mich!

Auch die Herzogin ** hatte sich von Liebe hinreißen lassen; ich genoß einen Augenblick des Uebergewichts, welches ich über sie hatte; sie schien zwischen Verlangen und Furcht zu schwanken und schwieg lange, aus Ungewißheit was sie thun sollte. Aber auf einmal nahm sie wieder ihre Kräfte zusammen, bewaffnete sich mit allem Muthe, dessen sie bedurfte, und sagte zu mir: „Sie vergessen also, daß ich nichts als ihre Freundin sein kann und will. Sie haben sich bei Madame Michelin versprochen; es schien ihr Alles an einer gänzlichen Aussöhnung mit Ihnen zu liegen; unmenschlich würde es sein, ihre Erwartung zu hintergehen. Diese Frau, ich sage es noch ein Mal, verdient Achtung. Sollten Sie sie verlassen, so nehmen sie allmählig eine gleichgültige Miene an, die ihr einen nahen Bruch ankündigt; und brechen Sie nicht auf ein Mal mit ihr. Sie ist zu schwach, den Schlag, womit Sie sie bedrohen, auszuhalten. Ich sehe schon voraus, daß sie nicht mehr als jede andere das Talent besitzt, Sie zu fesseln; aber bereiten Sie sie allmälig auf das Unglück vor,

das sie erwartet. Aus der Unterredung mit ihr habe ich eingesehen, daß sie Ihnen aufrichtig zugethan ist. Ihr Name schwebte ihr beständig und ungesucht auf den Lippen. Wenn ich von Ihnen sprach, so war sie ganz Ohr, das Gute, was ich über sie sagte, zu hören. Es ist ein junges Herz, das Sie mit Gewalt eingenommen haben, und welches nicht mehr ohne Sie schlagen kann. Mein Freund, ich weiß, es ist Ihnen eine Marter zu sehr geliebt zu werden, aber wessen ist die Schuld? Verlassen Sie Madame Michelin ohne Schonung, so ist sie zu Allem fähig, sie hat nicht Stärke genug das Unglück zu ertragen, es kann sie zu tausend Ausschweifungen verleiten, zu Grunde richten; leben sie so gut mit ihr, als es Ihnen möglich ist, und schonen sie ihre zu große Empfindlichkeit."

Diese moralische Vorlesung wurde mir langweilig. Je mehr die Herzogin die Madame Michelin in Schutz nahm, desto mehr bekam ich Lust, ihr mein Wort für diesen Abend nicht zu halten; die Herzogin schien mir tausend Mal des Vorzuges vor denen würdig, welche mich erwarteten, und es gereuete mich schon einen Besuch zugesagt zu haben, der in diesem Augenblick nicht mehr den verführerischen Reiz für mich hatte.

Die Weigerungen einer Geliebten sind nur ein neuer Sporn für die Begierde; wer sich eines Sieges gewiß glaubt, der sieht es ungern, wenn er ihm entrissen wird; das Gut, was er verliert, scheint ihm wichtiger als das, was er hat; und seine Einbildungskraft stattet den Gegenstand, dessen er nicht habhaft werden kann, mit allen nur wünschenswerthen Vollkommenheiten aus. Der Besitz eines Weibes wird uns

gleichgültig, sobald wir ihrer immer genießen können. Man legt keinen Werth mehr darauf; es ist ein schönes Gemälde, das man alle Tage sieht, und worauf man kaum noch einen Blick wirft. Man wundert sich oft, wenn ein Mann seiner Gattin ein Frauenzimmer vorzieht, das ihr an Verdiensten weit nachsteht; und doch ist nichts natürlicher. Ich will nichts von den unangenehmen Seiten oder den versteckten Mängeln sagen, die man doch dem Auge des Mannes nicht ganz zu entziehen versteht, und von welchen die Kunst diejenigen befreit, die nicht so ausgebreitete Rechte haben. Die Frau, welche man besitzt, und wenn sie auch immer so frisch wie Hebe, und so schön wie Amors Mutter wäre, kann die Täuschung, die sie noch in unsern Augen verschönert, nicht lange erhalten. Die ersten Tage ist sie eine Göttin, einige Monate darauf nichts als ein gewöhnliches Weib; die Gewohnheit tödtet die Lüsternheit, und wo diese nicht mehr ist, was bleibt dem Manne da für Vergnügen an seiner Frau, wäre sie auch das vollkommenste Weib. Der tägliche Umgang raubt alles Verdienst, und der Geschmack, der denen wunderlich vorkommt, welche unsern Ueberdruß nicht fühlen, dieser Geschmack, der uns zu einem andern, nach ihrer Meinung weniger liebenswürdigen Gegenstande, als welchen wir verlassen, hinreißt, ist der natürliche Geschmack aller Männer, ist uns angeboren. Die wohlthätige Natur will, daß alles, was uns umgiebt, die Gestalt wechsle; sie selbst ist jederzeit für uns neu, und gefällt eben wegen dieser Abwechslung so sehr. Auch das innigste Einverständniß wird eintönig, und erweckt Ueberdruß, denn der Mensch ist nicht gemacht, immer an einen Gegenstand gefesselt zu werden. Die gesellschaftlichen

Einrichtungen laufen der Natur schnurstracks entgegen, durch sie wird der Mensch weit unglücklicher als die Thiere, welche ihm untergeordnet sind; man zwingt ihn sein Wort zu brechen, indem man ihn nöthigt Bande zu knüpfen, die er sein Leben lang nicht zerreißen soll; hat er einmal gewählt, so befiehlt ihm die Religion, dabei bis an den Tod zu bleiben: ich würde aber so viel lieben, als die Natur erlaubt, um nicht krank zu werden. Der Mensch vermag eben so wenig sein ganzes Leben lang beständig zu bleiben, als er die Krankheiten, deren Opfer er wird, von sich abzuhalten vermag.

Es giebt vielleicht einige, welche die Begierdenlosigkeit gegen allen Genuß gleichgültig macht; das sind aber nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel. Ich vergleiche sie mit leblosen Wesen, mit einer Pagode, deren Kopf und Glieder man nach Belieben bewegen kann. Der wohlorganisirte Mensch aber ist zum Begehren geboren; ohne dieses Vermögen wäre er unglücklich. Ein Gut erweckt in ihm den Wunsch nach einem andern, die kaum befriedigte Begierde wacht im nächsten Augenblicke wieder auf; tausend Pläne darf er zu seinem Glücke entwerfen, und die wenigen, das Bedürfniß die Liebe zu befriedigen, will man ihm übel nehmen? Ist sie doch von allen Leidenschaften die mächtigste, und diejenige, welcher man vergebens die meisten Hindernisse in den Weg zu legen gesucht hat. So lange es Menschen geben wird, so lange werden sie aus Bedürfniß veränderlich sein; so wie sie auch den übrigen Gesetzen der Natur sich zu unterwerfen gezwungen sind. Ich behaupte, daß einige Monate eher oder später allen Unterschied zwischen der Ungetreuen und der Verlassenen ausmachen. Diese hätte gethan, was jene gethan hat; die

Eine ist nur der andern zuvorgekommen. Daher kommt es auch, daß der Mann, dem diese Grundsätze eigen sind, sich nie den Vorsprung abgewinnen läßt, und sich immer vor aller Demüthigung im Voraus zu verwahren sucht. In eben dem Augenblicke, wo eine Frau uns am feurigsten zu lieben scheint, giebt sie uns oft auf; und nur ein Neuling in der Liebe kann sich einbilden, daß er ewig gefallen werde. Ein bisher unbeachteter Gegenstand verführt auf einmal unsere Sinne, und es ist um unsere Treue geschehen; denn wer weiß nicht, daß die Sinne allein eine Rolle in der Liebe haben. Es trifft sich zuweilen, daß ein Gegenstand, der keine Reize mehr für uns hatte, in unsern Augen allen Reiz der Neuheit wieder gewinnt. Abwesenheit, Weigerungen, Verbindungen mit Frauenzimmern, die nicht so viel glänzende Eigenschaften besitzen, können die erloschenen Begierden wieder anfachen. Aber man muß sich nur nicht davon täuschen lassen; es ist nichts als ein loderndes Feuer, es hat keine Dauer, und wird oft von nichts als der gedemüthigten Eigenliebe angeblasen, wenn wir die verschmähten Rechte nicht mehr wieder bekommen können. Der Mensch ist stolz, er will triumphiren, und betrügt sich, wenn er die Begierde ein Weib zu erobern, das ihm den Sieg schwer macht, für Liebe nimmt.

Dieses war auch meine Lage mit der Herzogin **. Es blieb mir kein Zweifel übrig, daß sie mich nicht über Alles geliebt hätte; ich sah selbst ein, daß sie mich noch liebte, und fand es daher sehr sonderbar, als sie meiner Inbrunst, mich auf's Neue mit ihr zu vereinigen, nicht nachgab. Ich suchte noch einmal sie zu verstören. Es war mir unbegreiflich, daß es ihr ein Vergnügen machen könnte, mir die Verdienste ihrer

Nebenbuhlerin zu rühmen, eines Weibes, das mich von ihr abwendig gemacht hatte; und ich hielt alle diese schöne Sentiments mehr für studirt als für wahr. Dem gemäß betrug ich mich auch gegen sie; ich griff sie lebhaft an, ich war wirklich in diesem Augenblicke in sie verliebt; die geringste Abwesenheit flößte mir Begierden, die sie allein das Talent hatte zu erzeugen; ihr Widerstand entflammte sie. Ich that der Herzogin noch einmal den Vorschlag, ihr meine Nacht zu opfern, und da sie noch unerschütterlich blieb, wollte ich Gewalt brauchen, als einer von ihren Leuten hereintrat. Dieser erschien auf ein Zeichen, welches die Herzogin, während meines verliebten Anfalles, mit der Klingel, mir unbemerkt, gegeben hatte; er nöthigte mich von meinem Vorhaben abzustehen. Aber wie erstaunte ich, als sie zu ihm mit der größten Kaltblütigkeit sagte: „der Herr von Fronsac will ein Glas Wasser; rufe er Mamsell Vincent, und laß er anspannen." Der Ausgang dieses Abenteuers machte mich so bestürzt, daß ich weder reden noch die Herzogin ** ansehen konnte. Ich war rasend, ich machte tausend Pläne mich zu rächen, und der Bediente, welcher seiner Gebieterin Befehle schnell erfüllte, stand mit diesem impertinenten Glase Wasser schon vor mir, ehe ich noch einen festen Gedanken, was ich thun sollte, gefaßt hatte. Dieser Spott stimmte mir so wenig mit dem Charakter der Herzogin überein, daß ich mir ihn gar nicht zu erklären wußte. Eine in allen Künsten der Galanterie geübte Buhlerin hätte wohl so handeln können; aber ein zärtliches Weib, das nur ihr Herz schwach gemacht, das ihre Niederlage so oft beweint, und sich nur aus zu großer und unwiderstehlicher Liebe verirrt hatte, das sollte, mei-

ner Meinung nach, sich nicht so betragen haben; es geschah aus Verachtung; und wenn ich mich der Scene erinnerte, wo ich ihr mein Gemälde wieder zustellte, welches sie ihr Leben lang zu bewahren schwor, eine Scene, die erst eben vorgefallen, und wobei ich, durch die von ihr mit so vielem Vergnügen verfertigten Verse, augenscheinlich überzeugt worden war, daß sie sich immer mit mir beschäftigte, so glaubte ich mich zu irren, und konnte mich nicht überreden, daß es eine und dieselbe Frau wäre.

Ich saß da, den Ellenbogen auf den Kamin gestützt, und war ganz in Gedanken vertieft, die pfeilschnell auf einander folgten. Ich sah die Herzogin ganz maschinenmäßig an; sie saß noch immer auf dem Sopha, wohin ich sie wieder ihren Willen geführt hatte. Ihr Kopf hing gesenkt auf ihren Busen, der in großer Wallung zu sein schien; die Arme waren verschränkt, wie bei einem Menschen, der tief über Etwas nachdenkt. Mich erschütterten eine Menge sich widerstreitender Gefühle bei diesem Anblicke; vor allem aber beherrschte mich der Haß, so viel ich merkte, am meisten. Er machte mich ungerecht gegen sie, und benahm ihr auf einmal alle die Eigenschaften, welche ich so oft an ihr bewundert hatte. Ich hielt sie für falsch, buhlerisch, schlechtdenkend, und es kränkte mich, daß ich so sehr in sie gedrungen hatte, Gunstbezeugungen zu erhalten, die mir in dem Augenblicke sehr wenig begehrungswürdig schienen; man sieht hieraus, daß oft ein Nichts unsere Gefühle bezaubert und entzaubert. Ohne Zweifel flößte der Verdruß zu eben der Zeit, wo der Zorn mich so ungerecht gegen die Herzogin ** machte, auch ihr solche Gefühle ein, die eben nicht sehr günstig für mich waren. So viel ist ge-

wiß, wir blieben beide stumm, und weder sie noch ich suchte das Stillschweigen zu brechen. Mamsell Vincent kam herein und ich machte diesem traurigen Tête à tête ein Ende. Die Herzogin stand auf, als ob nichts vorgefallen wäre, und sagte zu ihr, sie sollte nur in ihr Ankleidezimmer gehen. Mir stotterte sie ein paar Worte von einer Entschuldigung vor, daß sie genöthigt wäre, mich allein zu lassen, und ich ging noch weit wüthender als zuvor, über diese Verweisung aus ihrem Hause. Ich gelobte, es nie wieder zu betreten, und auf ewig ein Weib zu fliehen, das mich so schlecht behandelte. Ich wußte nicht, wohin ich mich begeben sollte, meiner Galle Luft zu machen. Es verdroß mich sogar, daß man mich hatte aufbringen können. Ich ging nach Hause, um an die Frau zu schreiben, über die ich so große Ursache zu haben glaubte, mich zu beschweren. Zu wiederholten Malen fing ich meinen Brief an, aber kein Anfang wollte meinem Verdrusse entsprechen: ich zerriß sie alle. Nun erwog ich, daß Verachtung mit Verachtung müßte vergolten werden, und ein Brief mich nicht sattsam genug rächen könnte. Auf einmal fielen mir meine Zusammenkünfte für den Abend bei, und ich beschloß mir das Vergnügen, was ich mir davon versprach, durch die Erinnerung an eine Frau nicht zu verderben, der ich nun um meiner Ehre willen entsagen mußte. Es war mir jetzt selbst unbegreiflich, wie ich ein solcher Thor hatte sein können, ihr den Vorschlag zu thun, den Genuß zweier liebenswürdigen Weiber ihr aufzuopfern, und das noch weit reizendere Vergnügen, sie beide auf einmal, in einem und eben demselben Hause zu hintergehen. Diese Vorstellungen verbannten allmälig meine üble Laune, und ich sah ein, daß der Zorn, der

uns das gewünschte Gut zu genießen verhindert, eine Thorheit ist. Mein Herz öffnete sich ganz der Hoffnung des Glückes, welches mich erwartete, und ich fand die Aussicht darauf weit lachender, als die Stille nach dem Sturme zurückkehrte, welcher das Gemälde davon verdunkelt hatte.

Ich hatte Madame Michelin zwar gesagt, daß ich vor Abend nicht kommen könnte; um aber auch den geringsten Zug von dem Verdrusse, welchen der mir so eben, zwischen der Herzogin und mir, vorgefallene Auftritt gemacht hatte, zu vertilgen, hielt ich es für nothwendig, gleich hinzugehen, überzeugt, daß ich über ihren Anblick jede unangenehme Vorstellung vergessen würde. Es war mir zu wohl bekannt, welche Macht die Gegenwart über meine Sinne hatte, und ich zweifelte nicht an den glücklichen Folgen dieses Besuches. Madame Renaud war bei ihr, als ich kam; sie hatten sich beide in Staat geworfen, und wollten zu Mittag essen, einen so schönen Tag zu feiern. Sie sahen nicht voraus, daß sie beide gleichen Grund hatten sich zu freuen. Die Freude der Frommen war sanft, und Madame Renaud verrieth ihr Verlangen durch die Lebhaftigkeit ihrer Blicke.

Auf das Erstaunen, worin sie über meine Ankunft geriethen, folgte das lebhafteste Bestreben, mich wohl zu empfangen. Es war ein Wetteifer zwischen beiden, welche mir die meiste Freundschaft erzeigen sollte; aber die Furcht sich zu verrathen, hielt die zu ausdrucksvollen Beweise dieser Freundschaft zurück. Sie gaben mir auf eine versteckte Weise zu verstehen, daß sie heute eine angenehme Nachricht bekommen und sich deshalb vorgenommen hätten, sich mit einander etwas zu gute zu thun. Jede warf mir verstohlen einen Blick zu, der mir den

Sinn dieser räthselhaften Worte, die ich zum wenigsten eben so gut wie sie errieth, deuten sollte. Diese Lage schien mir so angenehm, daß ich die Herzogin bald vergaß. Ich weiß selbst nicht einmal, ob sie den Vorzug bekommen haben würde, wenn sie sich zu diesen zwei Weibern hätte gesellen können; ich sage dies nicht wegen des Zwistes, der mich gegen sie erbittert hätte; vielleicht wäre ihr ein anderer Tag noch weit weniger günstig gewesen. Diese doppelte Zusammenkunft schien mir sehr reizend. Ich sah die zwei Weiber, welche das Ziel meiner nächtlichen Freuden waren; und diese Aussicht entfernte jede andere Vorstellung. Das Sonderbare ist oft das Verdienst an einer Gesellschaft. Ich ward ersucht an dem frugalen Mahle Theil zu nehmen, sie trugen dazu die Kosten gemeinschaftlich, und baten mich, ihr Vergnügen dadurch vollkommen zu machen, daß ich ihr Anerbieten annähme, was sie nicht gegen mich würden gewagt haben, wenn ihnen nicht die Gelegenheit so günstig gewesen wäre, und mich zur Mittagsstunde hergeführt hätte. Allein Zusagen, die ich nicht zurücknehmen konnte, verhinderten mich, den Vorschlag anzunehmen, der mir großes Vergnügen machte; ich versprach aber, so lange ich könnte, bei ihnen zu bleiben, weil ich weit später speiste als sie. Ich verlangte, sie sollten sich zu Tische setzen, und ließ mich so lange bei ihnen nieder, bis ich sie verlassen mußte. Ich saß zwischen beiden, wartete ihnen auf, und sah Liebe und Eigenliebe gleich sehr befriedigt. Ein wahres Nichts von uns Vornehmen berauscht die Weiber aus dieser Klasse; man überhäufte mich mit Dank und Verehrung. Ich gab Madame Michelins Knie mit meinem Knie einen verliebten Druck, es kam ihr indeß etwas sauer an, auf die Berührung

zu antworten. Ganz anders verhielt es sich mit meiner leichtsinnigen Renaud. Diese setzte sich kaum nieder, als sie auch schon ihren Fuß hart neben den meinigen hinpflanzte, und da stand er wie angeschraubt; denn, welche kleine Versuche ich auch machte, und zu machen genöthigt war, sie zog ihn nicht von der Stelle. Indessen bohrte sie ihn zuweilen so empfindlich ein, wahrscheinlich um mir eine ausdrucksvollere Vorstellung von ihrer Liebe beizubringen, daß ich mich, versteht sich mit Anstand, dieser peinlichen Last zu entledigen suchte. Ich warf ein Gedeck zur Erde, und ungeachtet aller dienstfertigen Hände, die mich sogleich umgaben, bückte ich mich doch, es aufzuheben. Die Stellung des Fußes meiner Brünette würde bei dieser Gelegenheit zum Vorschein gekommen sein; sie befreiete mich daher selbst von diesem lästigen Gewichte. In der Folge stellte ich mein Bein so, daß alle Versuche, das vorige Spiel wieder vorzunehmen, vergebens waren. Ihr Knie ergriff aber gleich ein anderes Geschäft, und theilte dem meinigen zuweilen solche Stöße mit, daß mein ganzer Körper davon erschüttert ward. Da man aber das immer lieber hat, was schwer zu erhalten ist, als das, was sich uns unaufhörlich darbietet, so waren mir die seltenen Knieberührungen der Frommen unendlich lieber, als alle die, welche die Brünette in so reichem Maaße zutheilte. Die Zeit verging schnell, und es war schon spät, als ich beide Schönen verließ, deren Blick mein nahes Glück verkündigte.

Meine Einbildungskraft war golden; alles erschien mir den Rest des Tages über in rosenfarbenem Lichte. Unsere Gefühle entsprechen stets der Stimmung unserer Seele; ist diese heiter, so lacht Alles um uns her; ist sie traurig, so

legt auch die ganze Natur Trauer für uns an, und wir sehen Alles in der Farbe der uns beherrschenden Schwermuth. Wenn uns demnach das Evangelium mit den Weinenden zu weinen, und mit dem Fröhlichen fröhlich zu sein, befiehlt, so ist dieses ohne Zweifel ein heilsamer Rath, den es uns mehr zu unserm physischen als moralischen Besten ertheilt. Der Mißmuth ist uns eine Marter, und nichts fällt uns schwerer, als unter Leuten zu sein, die ein Gefühl bezeugen, was wir nicht theilen; man zwingt sich mit ihnen überein zu stimmen: aber stets auf Kosten seines Temperamentes und folglich auch seiner Gesundheit. Ich glaube, wenn man lange leben will, muß man seine Sinne vor Erschütterungen zu bewahren suchen, die sie zu sehr ermüden. Ein brausender Wein zersprengt das Faß (la lame use le fourreau). Das Blut, das sich mit der Zeit durch Gährung zu sehr auflöst, erzeugt Gemüthskrankheiten, welche so viele Menschen aufreiben; die Verdauung geht schlecht von Statten, und die verdorbenen Säfte, welche das ersetzen sollen, was wir täglich verlieren, bringen die ganze Maschine in Unordnung, anstatt ihr einen heilsamen Balsam einzuflößen. Der Mensch kann sich nicht genug bestreben, seine Leidenschaften zu mäßigen, vor allen aber die Traurigkeit zu verbannen; der Kummer verkürzt ihm seine Tage um die Hälfte. Glücklich ist der, welcher Alles sehen kann, ohne in Aufwallungen zu gerathen; der sich bei Zeiten gewöhnt, Alles, was ihn umgiebt, als etwas, ihm nicht zugehörendes zu betrachten. Wird ihm ein langes Leben zu Theil, so muß er sehen, wie ihn Alles verläßt, was ihm theuer ist: und welche Schmerzen würde er sich nicht bereiten, wenn er sich nicht gewöhnte, solchen Verlust zu ertragen?

Aus Menschlichkeit kann er sich hinreißen lassen, dem Unglücke eines Andern abzuhelfen, aber er thut Unrecht, wenn er sich darüber kümmert; er muß so viel Klugheit haben, es als einen unangenehmen Traum zu betrachten, und mit Lachen zu erwachen suchen. Ist er gleich der menschlichen Gesellschaft einige Augenblicke, so ist er ihr doch nicht seine Gesundheit schuldig, es ist Thorheit sich an die Stelle seiner unglücklichen Freunde zu setzen. Denn was entsteht daraus? Kummer! Das Ziel des menschlichen Lebens ist zu kurz, um es noch mehr zu verkürzen. Nimmt nun der vernünftige Mann an dem Unglücke anderer Menschen nur mäßig Theil, so muß er auch bei dem seinigen den Muth nicht verlieren. Muthlosigkeit raubt uns die Mittel das Uebel wieder gut zu machen; und noch einmal, man muß den traurigen Gefühlen, die den Samen des Todes in uns ausstreuen, ausweichen, wie man den Stich giftiger Insekten oder einen Trank von vergifteten Säften vermeidet. Die Leute, welche den Egoismus als ein Uebel betrachten, sehen nicht ein, daß er Natur ist. Das Thier ist auch nur auf sich selbst bedacht, es denkt und handelt nur um sein selbst willen, es vertheidigt sein Futter, es streitet für den ausschließlichen Besitz des Weibchens, dessen es bedarf. Der Mensch ist nicht besser organisirt. Kinder sind davon ein Beweis: sie eignen sich alles zu, wollen Alles, was sie sehen, und weinen, wenn man ihnen das Spielzeug wieder nimmt, welches sie für sich behalten wollen. Wenn sie groß werden, hören sie darum nicht auf Kinder zu sein. Das Spielzeug nimmt an Werth mit dem Alter zu, und das ist der ganze Unterschied. Nichtsdestoweniger wollen sie es für sich allein besitzen, und die Erziehung, welche diese Neigung

zu genießen verfeinert, kann sie darum doch nicht ausrotten. Jedermann handelt um sein selbst willen, und thut wohl daran. Derjenige, der, von den Blendwerken einer übel angeführten Philosophie verführt, sein Glück darin versucht, das Glück anderer Menschen zu machen, ist immer der betrogene Thor eines Systems, dessen Unstatthaftigkeit er bald einsehen lernt. Die Bücher schildern den Menschen, wie er sein sollte; nach denselben macht man sich übertriebene Vorstellungen von ihm, und beseufzt seinen Irrthum nicht eher, als bis man das Opfer desselben geworden ist.

Die Freundschaft, wie man sie in der Welt antrifft, hat mehr unglücklich gemacht als der Haß. Ich bin weit davon entfernt, die zu loben, welche die Welt fliehen, von der sie betrogen worden sind. Dies sind Thoren, die sie nicht zu genießen wußten. Man muß aus dem Kreise, worin man sich befindet, seinen Vortheil zu ziehen, und vorzüglich alles von sich abhängig zu machen verstehen. Der Mensch, welcher nicht sich allein lebt, ist über kurz oder lang der betrogene Thor seiner Gesinnungen. Man kann andere lieben, aber es ist nicht mehr als billig, sich den Vorzug vor allen zu geben. Dies ist seit langer Zeit meine Art zu denken und zu handeln, und ich befinde mich sehr wohl dabei.

Die Nacht brach an. Ich begab mich zu meiner Frommen; sie erwartete mich in einem reizenden Nachtkleide. Die Ladenjungfer schlief schon fest, kraft meines Schlaftrunkes, und nun lag meinen Freuden nichts mehr im Wege. Madame Michelin war verlegen und verrieth ihrer Gewohnheit nach eine Unruhe, deren sie sich nicht zu entschlagen vermochte. Niemals erfüllte wohl ein Kammerdiener seine Pflichten besser, als ich

bei Madame Michelin. Nachdem ich den Platz des guten Michelins eingenommen hatte, fiel mir bei, daß ich nichts als die Rolle eines Möbelhändlers spielte, und diese Vorstellung, verbunden mit der Dunkelheit, welche mich verhinderte, Madame Michelin, die aus einem Reste von Sittsamkeit sogleich das Licht ausgelöscht hatte, zu sehen, schlug die Lebhaftigkeit meiner Entzückungen nieder. Ich gab mir indessen alle ersinnliche Mühe, sie wieder zu beleben; und da die Natur sich in solchen Fällen nie stiefmütterlich gegen mich betrug, so brachte sie mir bald die Morgenröthe der Wonne zurück. Meine Fromme litt lange durch meine Kälte, und gab sich ohne Rückhalt der lange erseufzten Aussöhnung hin.

Bald darauf fiel es mir bei, daß ich noch Madame Renaud Gesellschaft leisten müßte; und diese Erinnerung verminderte auf einmal das Feuer, daß ich eben blicken lassen wollte. Die erstaunte Fromme, der noch immer meine ersten Unterhaltungen mit mir vorschwebten, glaubte, daß eine Aussöhnung eine weit längere Erklärung nach sich ziehen müßte; sie schwieg eine Zeit lang still; ihre erstickten Seufzer deuteten genugsam an, was sie nicht zu sagen wagte; einige Küsse bewiesen ihr, daß ich sie noch liebte, ohne doch von meinem Vorsatze abzugehen, diese Zärtlichkeitsbezeigungen nicht zu übertreiben. Indessen kam die Stunde heran; und Madame Michelin sah mit großem Schmerz den Augenblick unserer Trennung nahen; sie bat mich, ihr doch noch einige Augenblicke zu schenken; aber meine Eintheilung war gemacht, und sollte genau befolgt werden. Als es zwei schlug, stellte ich ihr die Nothwendigkeit vor, sie zu verlassen, und riß mich ohne Erbarmen aus den verliebten Umarmungen dieser Frau.

Vermittelst eines angezündeten Wachsstockes kam ich zur Treppe, wo ich that, als ob ich hinuntersteigen wollte. Ich ließ nur Madame Michelin erst ihre Thür verschließen und schlich mich alsdann zu ihrer Nachbarin, welche noch wachte. Madame Renaud, eine vorsichtige Frau, erwartete mich schon bei unverschlossener Thür, in ihrem Vorzimmer; sie lobte meine Pünktlichkeit, und hatte ich vorhin bei der Frommen den Kammerdiener gemacht, so fand ich hier wieder eine Kammerfrau. Sie bediente mich zum Verwundern, und ich befand mich schon, zwei Minuten, nachdem ich die Andere verlassen hatte, an eben so guter Stelle. Madame Renaud besaß nicht die Eigenliebe, sich zuvorkommen zu lassen; sie eilte mir mit der Huldigung entgegen, die ich ihr bringen wollte; und ich ward mit Liebkosungen überhäuft, denen es mir unmöglich war zu widerstehen. Sie verstand die Kunst ermattete Begierden wieder zu beleben; und ich sah nun, wie klug ich gehandelt hatte, daß ich mit meiner Lebhaftigkeit bei Madame Michelin sparsam gewesen war. Gegen Morgen bemächtigte sich ihrer der erquickende Schlaf. Auch über mich schüttete er seine Wohlthaten aus, und nahm mir selbst das Andenken an diese bezaubernde Nacht. Ich erwachte von dem Geräusche, das die Magd verursachte, welche, da sie den Schlüssel vom Zimmer hatte, herein kam, um wie gewöhnlich das Feuer anzumachen. Ich bezeigte Madame Renaud leise meine Unruhe über die Schwierigkeit wieder fort zu kommen; aber ich fand, diese Frau war beherzt und ließ sich nicht von einer jeden Kleinigkeit aus der Fassung bringen; sie sagte zu mir, ihre Magd solle auf den Markt gehen, und dann würde ich Zeit genug gewinnen, mich nach Belieben zu ent-

fernen. Ihre Sicherheit erzeugte die meinige; und ich erwartete geduldig diesen günstigen Augenblick. Er kam, die Magd ging fort, und ihre Gebieterin überzeugte mich, wie sehr bequem es war, mit ihr in Verbindung zu stehen. Sie erwartete, wie ich wohl sah, mein Versprechen, wieder zu kommen, und die Einsiedelei, so nannte sie ihre Wohnung, mit ihr zu theilen; ich ermangelte nicht, ihr zu versichern, daß ich mich zu wohl bei ihr befände, um sie nicht wieder zu besuchen.

Ich war aufgestanden, aber noch nicht angekleidet, als sich auf einmal die Thür öffnete, und Madame Michelin in eben dem Nachtkleid hereintrat, daß sie vorigen Abend getragen hatte. Die verdammte Magd, welche ihr auf der Treppe begegnet war, hatte ihr auf ihr Befragen: ob Madame Renaud schon zu sprechen wäre? als Freundin die Thür geöffnet, ohne die tragisch-komische Scene, welche sie veranlaßte, voraus zu sehen. Madame Michelins Eintritt war ein Theaterstreich zum Entzücken; ich stand da, die Augen unverwandt auf sie gerichtet, den Mund offen, und zweifelte an der Wahrheit dieser Erscheinung. Madame Michelin, noch erstaunter als ich, war blaß und zitternd auf einen Stuhl gesunken, der hinter ihr stand; Madame Renaud, welche, trotz ihrer natürlichen Unerschrockenheit, über diesen unerwarteten Vorfall ganz bestürzt da saß, hatte das Betttuch über den Kopf geworfen, ihre Schaamröthe zu verbergen. In dieser Lage blieben wir einige Minuten. — Madame Michelin unterbrach zuerst das interessante Stillschweigen, und rief auf einmal im Tone der Verzweiflung aus: „Herr Herzog — ach, Herr Herzog!" — Ich faßte mich wieder, ging

zu ihr, ward aber zurückgezogen, und erhielt den Befehl mich anzukleiden. Nun brach sie wieder in Ausrufen aus, und Madame Renaud war der Gegenstand derselben. Die Nachbarin, die sich von ihrer Beschämung erholte, brachte nun einige Worte ohne Zusammenhang vor, sprach aber bald darauf schon gefaßter. Sie gestand, daß sie schuldig, und ihre Liebe zu mir die einzige Entschuldigung wäre. „Eine brave Frau kann nicht immer für sich stehen," sagte sie; „es giebt Augenblicke, welche der Tugend gefährlich sind, und ein solcher war's, der mich mit dem Herrn Herzog zusammenführte. Es kränkt mich innigst, meine liebe Freundin, daß Sie ein Zeuge meiner Schwachheit geworden sind; ich weiß wohl, es wird mir ihre Freundschaft kosten: Ihre strengen Grundsätze werden es Ihnen nicht länger erlauben, mit mir in einem so guten Vernehmen zu bleiben; Sie haben zu viel Religion, um mit einer Frau umzugehen, welche sich so aufführt, und es nicht einmal bereut: denn ich kann Ihnen nicht bergen, ich bete den Herzog an, und werde ihn ewig lieben. Ich schäme mich selbst nicht einmal, ihm in ihrer Gegenwart diese Erklärung meiner Zärtlichkeit zu geben. Wenn es Ihnen aber möglich wäre, Nachsicht mit mir zu haben, so würden Sie Ihre Freundin, welche in den Pflichten zurückbleibt, die Sie so gewissenhaft üben, bedauern, und sie deshalb um nichts weniger lieben, weil sie den Eingebungen ihres Herzens folgte. Die Fromme schlug die Augen nieder, als sie so viele Lobeserhebungen erhielt, welche sie, wie sie wohl wußte, nicht verdiente.

Ich glaubte nun auch ein Mal reden zu müssen, und versicherte Madame Renaud, ihrer Nachbarin Religion

wäre zu rein, als daß sie nicht Andern solche kleine Verirrungen eines gefühlvollen Herzens verzeihen sollte. Madame Michelin hat, ich weiß es gewiß, große Nachsicht gegen ein Vergehen, welches der Zufall ihr von uns verrieth, und das wir, von unsern Sinnen hingerissen, begangen haben; sie kennt besser als jede Andere das Gebot des Evangeliums, welches seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben befiehlt, und ich bin überzeugt, sie beobachtet es mit großer Gewissenhaftigkeit. Sie weiß, daß man dem, der da bittet, geben muß; und sie giebt den Unglücklichen, welche ihre Zuflucht zu ihr nehmen. „Ist es nicht wahr," sagte ich zu ihr, und faßte sie bei der Hand, „daß meine schöne Fromme von der göttlichen Liebe durchdrungen ist, und daß es dieser Liebe, auf irdische Dinge sich herabzulassen, gefällt?"

Meine Rede vermehrte ihre Verwirrung; sie drückte mir die Hand, um mich zu hindern fortzufahren. Da es aber meine Absicht war, von der Gelegenheit, die sich darbot, Vortheil zu ziehen, um unsre gegenseitige Liebschaft nicht länger verbergen zu dürfen, und mit beiden Weibern einen freien Umgang haben zu können; so umarmte ich Madame Michelin mit dem lebhaftesten Feuer, und bat sie für den kleinen Verrath, welchen ich an ihr beging, um Vergebung. Es wäre mir, sagte ich, nicht möglich gewesen, der Zeuge einer so seltenen Freundschaft zu sein, ohne den Wunsch zu hegen, Theil an derselben zu nehmen und aus diesem Grunde hätte ich alle Mittel versucht, mit Madame Renaud in eine eben so innige Verbindung zu treten.

Diese, welche sich bisher so demüthig gegen ihre Nachbarin gezeigt hatte, schien über den freien Ton, den ich gegen

sie annahm, eben so erstaunt zu sein, als über meine nicht zweideutige Rede. Beide Weiber sahen mich an, ohne ein Wort zu sagen, und blickten alsdann zur Erde. Ich meiner Seits konnte mich nicht enthalten, in ein großes Gelächter auszubrechen, und sagte zu ihnen: ich erstaunte, wie eine Kleinigkeit sie so bestürzt machen könnte; nichts wäre ja gewöhnlicher, als einen Mann an der Freundschaft zweier Weiber Antheil nehmen zu sehen; diese Theilung müßte sie vielmehr heiterer machen; von nun an rechnete ich ganz darauf, daß es kein Geheimniß mehr unter uns geben, und dieses Kleeblatt von vertrauter Freundschaft alle Tage neue Reize entfalten würde. Nun brach Madame Renaud in Worte aus. — „Wie, meine Freundin? — wie? Sie sind meine“ — das Wort Nebenbuhlerin erstarb ihr auf den Lippen — erst später vermochte sie es auszusprechen. „Es giebt hier keine Nebenbuhlerinnen,“ rief ich aus; „zwei zärtliche Freundinnen sind es, die gleichen Geschmack und gleiche Neigungen haben, und sich um so mehr lieben müssen, da sie finden, daß ihre Denkungsart sich so gleich ist.“

Ich nahm Madame Michelin, deren Blick mich wo möglich durchbohrt hätte, bei der Hand und zog sie, ihres Sträubens ungeachtet, zu Madame Renaud's Bette. Daselbst legte ich ihre Hände in einander, fügte die meinigen hinzu und sprach einen Schwur aus, der dies Bündniß ewig dauernd machen sollte. Ich drang in sie, sich zu umarmen, und drückte einen Kuß auf beider Lippen, der nicht erwiedert ward. Madame Renaud war indessen weit geschwinder mit sich einig; sie gestand, die Entdeckung, nicht meine einzige Liebe zu sein, hätte sie ganz niedergeschlagen; doch wäre ihr

Madame Michelin lieber als jede Andere. Nur wüßte sie sich noch nicht in dieses Abenteuer zu finden und begriff nicht wie die Frömmigkeit ihrer Freundin sich bis zu diesem Grade hätte verirren können; sie fühlte sich getröstet, eine Frau zur Theilnehmerin ihrer Schwachheit zu haben, von der sie überzeugt wäre, daß sie wahre Religion besäße; Madame Michelin dürfte versichert sein, daß sie nicht aufhören würde, sie zu lieben, und sie bäte sie, stets ihre Freundin zu bleiben. Diese aber wäre sehr darüber aufgebracht, sich der Andern gleichgestellt zu sehen, und das Uebergewicht, welches ihr die erste Entdeckung gegeben hatte, verloren zu haben; sie war fromm und eben darum sehr gallsüchtig; ihre Eigenliebe litt, und Freundin und Liebhaber schienen ihr gleich verhaßt.

Indessen mußte sie sich in die Umstände fügen, sie durfte nichts sagen, denn ihrer Nachbarin Schwachheit war auch die ihrige. Sie war in eben derselben Lage, der Zufall ihr aber nur günstiger gewesen, und sie sah sich genöthigt, an ihr einen Fehler zu entschuldigen, den sie sich jetzt selber verzeihen mußte. Es ward beschlossen, uns sogleich in den Stand zu setzen, daß wir uns vor der Magd, welche nun bald wiederkommen mußte, sehen lassen konnten, und Madame Renaud und ich kleideten uns an. Die Fromme wollte fortgehen, ich hielt sie aber zurück; sie sagte mir ganz leise: „ach, wie schlecht handeln Sie an mir! — mich diesen Morgen so bald zu verlassen! und warum?" — Ihre Eigenliebe, sah ich, war empfindlich gekränkt: ich suchte sie immer zurückzuhalten und schlug vor: zusammen zu frühstücken. Madame Renaud, die nicht böse sein konnte, unterstützte meinen Vorschlag und bot Chocolade an, aber Madame Michelin wollte

durchaus hinunter. Ich widersetzte mich ihrem Entschlusse und sagte: sie hätten den Tag vorher so schön mit einander zu Mittag gegessen, um die Nacht zu feiern, die sie, ohne es zu wissen, mit einander theilen sollten; sie könnten nun diesen Morgen noch angenehmer mit mir frühstücken, um dieses köstliche Fest vollends zu krönen. Beide sahen mich auf einmal wieder an und riefen zugleich aus: „ein wahrer Wundermann!“ Madame Renaud setzte noch hinzu: „aber er ist allerliebst!“ und ich drang der Frommen das Geständniß ab, daß dies zuweilen auch ihre Meinung gewesen sei.

Das Frühstück ward beschlossen und man machte Anstalt, die Chocolade zu bereiten.

Während Madame Renaud damit beschäftigt war, erkundigte ich mich bei Madame Michelin nach der Ladenjungfer; sie antwortete mir mit Empfindlichkeit: es wäre sehr grausam, ein Mädchen so zu behandeln, um ihrer Frau noch schlechter mitzuspielen. Man hätte, erzählte sie mir, alle Mühe gehabt, sie nur wieder zu ermuntern, und anfangs sogar gefürchtet, daß sie gestorben wäre, seitdem wären ihr die Glieder wie erstarrt und sie selbst mache sich nun ein Gewissen daraus, meinen Bitten nachgegeben zu haben. Aber immer noch konnte sie es nicht verschmerzen, daß ich sie so bald, und um ihr untreu zu werden, verlassen hatte; vergebens versicherte ich ihr, daß es eine kleine Thorheit, ein jugendlicher Muthwille wäre, und ich sie tausend Mal mehr als Madame Renaud liebte. Es schien sie aber nichts mehr zu beruhigen. Für ihre Ladenjungfer, sagte ich ihr, dürfte sie sich nicht leid sein lassen; diese Gliedererstarrung würde bald wieder vergehen, es wäre die gewöhnliche

Wirkung des Opiums auf diejenigen, die nicht daran gewöhnt wären.

Das Frühstück machte mir viel Vergnügen. Die Fromme genoß nicht das geringste, Madame Renaud ließ es sich so ziemlich schmecken, und ich war hungrig wie ein Wolf. Abwechselnd ergriff ich bald die Hand der Einen, bald der Andern, nannte sie meine lieben Freundinnen und versicherte ihnen, die Vielweiberei wäre zu allen Zeiten erlaubt gewesen. Mein Aufenthalt in der Bastille hatte mich sehr gelehrt gemacht, und ich kramte ihnen mein Wissen der Länge und Breite nach aus; allein ich sah wohl, daß ich doch nicht das Talent sie zu überzeugen besaß, und daß, wenn sie auch nachsichtig gegen die Vergangenheit waren, es ihnen doch Mühe kostete es gegen die Gegenwart zu sein. Jedermann ist auf sich selbst bedacht, und im Grunde konnte ich ihnen ihren Unwillen gar nicht übel nehmen. Ich hatte es mir aber einmal in den Kopf gesetzt, sie an das Theilen zu gewöhnen und mein Wille war, sie sollten in gutem Vernehmen mit einander leben. Die ersten Augenblicke wußte ich wohl, würden stürmisch sein; aber mit Geduld und froher Laune versprach ich mir beinahe gewiß den Frieden wieder herzustellen. Das sah ich wohl ein, daß Madame Michelin mir die meiste Mühe machen würde; ihre Frömmigkeit, die gleich anfangs unserer Verbindung entgegen war, vermehrte in diesem Augenblicke ihre Reue und Buße. Da sie meiner Liebe den größten Widerstand entgegengesetzt hatte, so glaubte sie auch, daß ich ihr mehr schuldig wäre, und sie hielt es für eine Erniedrigung, in ihrer Freundin eine Nebenbuhlerin zu haben; am meisten aber verdroß es sie, daß es unter ihren

Augen geschah. Aber meine Fromme liebte, folglich war sie schwach; dies bürgte mir denn auch dafür, daß sie über lang oder kurz mir verzeihen und wieder zu mir zurückkehren würde. Madame Renaud, deren Eigenliebe auch beleidigt war, würde vielleicht gegen einen Liebhaber von ihrem Stande empfindlich gethan haben: aber ein Mann wie ich schmeichelte ihrer Eitelkeit, und sie wollte lieber mit einer Andern den Genuß theilen, als ganz darauf verzichten. Der Ungetreue erschien ihr liebenswürdig und sie ergab sich daher gutwillig in das, was doch nicht mehr zu ändern war. Ihre gute Laune stellte sich schon beim Frühstück wieder ein; sie sagte zu ihrer Freundin: „jetzt haben wir uns einander doch nichts vorzuwerfen“ und umarmte Madame Michelin, dem Anscheine nach von ganzem Herzen.

Als ich Abschied von ihnen nahm, erhielt ich von Madame Renaud den Kuß wieder, welchen ich ihr gab; ihre Freundin aber war einige Minuten lang nicht dazu zu bringen. Ich ersuchte Madame Renaud, sie zu bewegen, wieder mit mir Friede zu machen; und diese gute Frau bat, mir zu gefallen, Madame Michelin mich zu umarmen. Es kam mir lustig vor, daß eben sie, ihre Nebenbuhlerin, alles Mögliche aufbot, uns wieder auszusöhnen. Endlich hatten ihre Bemühungen den erwünschten Erfolg, und ich fühlte einen Druck der Lippen, welchen mir meine Fromme für einen Kuß gab. Unter dem Versprechen, sie bald wieder zu besuchen, verließ ich beide und sagte zu ihnen: künftig dürften keine sauren Gesichter zum Vorschein kommen; die heutigen wollte ich noch hingehen lassen, weil sie Wirkungen der ersten Aufwallung wären; allein das nächste Mal, wo ich wieder

käme, und dies würde so bald als möglich geschehen, müßte auch alles vergeben und vergessen sein.

Noch an demselben Abend fiel mir die Herzogin bei, die ich während dieses Auftrittes ganz aus den Gedanken verloren hatte. Es regte sich in mir der Wunsch, mich für das, was sie mir gethan hatte, zu rächen; und ich entschloß mich; ihr von dem ganzen Vorfalle eine Erzählung zu machen, die ich, zur Strafe ihrer Aufführung recht übertreiben wollte. Meine Absicht war, es solle sie kränken, wenn sie hörte, daß aller Liebe ungeachtet, welche ich gegen sie bezeigte, sie doch so wenig Einfluß auf mein Vergnügen hätte, und ich so leicht ihre Gunstbezeugungen entbehren könnte.

Ich ging zu ihr. Man spielte. Sie empfing mich kalt; aber nach und nach bezeigte sie mehr Theilnahme für mich. Je mehr ich gewahr ward, daß meine Rückkunft ihr Vergnügen machte, desto mehr versprach ich mir von dem Betragen, welches ich gegen sie annehmen wollte. Schon mehrmals hatte ich bemerkt, das nichts in der Welt ein Weib mehr erbittert, als eine Kränkung ihrer Eigenliebe, und dem zufolge nahm ich mir vor, diese bei ihr zu kränken. Das Spiel ging zu Ende, und ich suchte auf eine ungezwungene Art allein mit ihr zu bleiben. Es blieben nur zwei Damen zum Abendessen, das nicht lange dauerte. Diesen unterließ ich nicht Verbindlichkeiten zu sagen, achtete sehr wenig auf die Herzogin, und lieh ihnen meinen Arm, sie zum Wagen zu führen. Ich gab dann vor: daß ich meine Dose vergessen hätte, und kehrte wieder zur Herzogin zurück, welche ich nun allein fand. Sie glaubte, es brächte mich ein innerer Drang wieder zu ihr zurück, und ich käme, eine Erklärung über das

gestern Vorgefallene zu hören; allein mit dem fröhlichsten Wesen von der Welt sagte ich zu ihr, sie sähe den glücklichsten Menschen vor sich; ich würde den Rechten der Freundschaft, die sie für mich hätte, und der von ihr so gutwillig übernommenen Rolle meiner Vertrauten, zu nahe treten, wenn ich ihr das köstlichste Abentheuer, ein Abentheuer, welches noch alle, die mir je begegnet wären, weit überträfe, verhehlen wollte. „Wie vielen Dank bin ich Ihnen doch dafür schuldig," rief ich nun aus, „daß Sie so grausam gegen mich waren: hätten Ihre Gunstbezeugungen mich bei Ihnen zurück gehalten, wie ich Ihnen vorschlug, so wäre ich um den kostbarsten Augenblick meines Lebens gekommen." Dieser Anfang machte die Herzogin * * verwirrt; indessen gab sie sich alle ersinnliche Mühe, die Bewegung ihres Herzens zu verbergen. Nun erzählte ich ihr, was mit meiner Frommen vorgefallen war, und verweilte noch länger bei den Vorzügen der Madame Renaud, welche sie nicht kannte. Alsdann theilte ich ihr die Art mit, wie ich meine Nacht hingebracht, und über diese neue Geliebte, die ich über alle vorigen erhob, triumphirt hatte. Etwas schöneres und verführerisches ließe sich gar nicht denken. Ich schilderte ihr alles mit einer Umständlichkeit, wobei die Erinnerung mich noch zu entzücken schien, und nie hat wohl ein Mensch mit so ruhigen Sinnen verliebter geschienen. Die Herzogin hörte mich ungeduldig an, hütete sich indessen aber wohl, mich ihre Unruhe merken zu lassen; sie lachte selbst mit, aber es klang ganz erzwungen. Ich kannte sie zu gut, um nicht zu bemerken, daß sie innerlich litt, obgleich ihr Gesicht heiter zu sein schien; ich freute mich über den Schmerz, welchen ich ihr verursachte. Je weiter ich in

meiner Erzählung vorrückte, desto mehr suchte ich zu übertreiben; und nachdem ich beinahe eine Stunde mich an dem peinlichen Zwange der Herzogin * * geweidet hatte, stand ich auf und sagte: da ich nun die Pflichten, welche die Freundschaft auferlegte, erfüllt hätte, so wäre es nicht mehr als billig, auch dahin zu eilen, wo die Liebe mich erwartete. Ohne sie zu umarmen und ohne die geringste Liebkosung ging ich nun von ihr weg, und wurde zu meiner großen Zufriedenheit gewahr, daß sie eben so niedergeschlagen über meinen Abschied, als betroffen über meine Erzählung war.

Diese Frau liebte mich, wie ich schon erwähnt habe, wirklich, und kämpfte, wenn sie mich sah, unaufhörlich gegen ihre Leidenschaft. Ihre Liebe verbarg sich unter der Gestalt der Freundschaft; allein die letztere Empfindung wurde bald von der erstern überwältiget. Sie hoffte, wie ich später erfuhr, ihre Nachgiebigkeit sollte mich einst mehr an sie fesseln, und ihre Sanftmuth und Freundschaft mich wieder zu ihr zurück führen, und nach Maaßgabe meiner Aufführung wollte sie dann entweder meine Freundin bleiben, oder wieder meine Geliebte werden. Noch hatte sie nicht Gewalt genug über sich erlangt, eine Theilung zu ertragen, welche sie demüthigte; allein ich hoffte, sie noch wie alle Anderen daran zu gewöhnen, denn kein Weib auf der Erde würde die Macht gehabt haben mich zu fesseln; ich war zum Flattern geboren und man mußte entweder meine Untreue ertragen, oder mich noch an eben dem Tage, wo man mich kennen lernte, aufgeben.

Sehr vergnügt über meine Rache ging ich nach Hause und fand zwei Briefe vor, wovon der eine die Fromme, der andere Madame Renaud zur Verfasserin hatte. Der erstere

kam mir sehr lang, der letztere sehr schlecht geschrieben vor und da ich müde war, verschob ich das Lesen derselben bis auf den andern Morgen. Ich hatte Ruhe nöthig, und stand deshalb sehr spät auf. Das erste was mir beim Erwachen in die Augen fiel, war Madame Michelins Brief. Sie überhäufte mich in demselben mit Vorwürfen, und gab mir Schuld, ich wäre ein Hinderniß ihrer Seligkeit. Da indessen der Augenblick ihrer völligen Bekehrung wahrscheinlich noch nicht gekommen war, so gestand sie mir, sie wäre geneigt mir zu verzeihen, wenn ich mit Madame Renaud brechen wollte. Diese aber war weit gemäßigter in ihren Beschuldigungen und gestand aufrichtig, daß sie mich, meiner unverzeihlichen Aufführung ungeachtet, noch immer liebe; sie bäte mich aber doch zu sehen, ob es mir nicht möglich wäre, sie allein zu lieben, weil ihr das Theilen zu hart falle. Diese Bitte machte mich lachen und ich beschloß, morgen beide in die kleine Wohnung einzuladen, die ich mir hatte möbliren lassen. Madame Renaud kannte sie noch nicht, und es war nicht mehr als billig, ihr so gut wie ihrer Nebenbuhlerin, für welche ich sie hatte einrichten lassen, ein Recht darauf zu ertheilen. Die Zeit der Zusammenkunft setzte ich genau um fünf Uhr an, weil ich es mit der Einen nicht eher als mit der Andern zu einer Erklärung kommen lassen wollte. Meine einzige Absicht war, mir mit diesen Weibern einen Spaß zu machen, und eine pikante Scene zwischen ihnen herbeizuführen. Denn Liebe hegte ich zu keiner von beiden mehr; meine Begierden waren gesättigt und es bedurfte des Reizes der Neuheit, ihnen wieder Stärke zu geben. Es fing mir an lästig zu werden, in einen Laden zu gehen und daselbst

für eine kleine Handelsfrau zu seufzen, die, wenn sie auch sehr artig war, doch, nachdem ich sie genossen, nichts Neues mehr für mich besaß. Ihre Nachbarin war mir in die Arme gefallen; ich kannte sie ebenfalls in- und auswendig, und nur ein Feierabend von meinen Liebeshändeln vermochte mich wieder zu diesen Frauen zurück zu bringen, wofern nicht ihre Eifersucht oder gegenseitige Eintracht mir ein Vergnügen bereiteten, das die ersterbenden Begierden wieder belebte.

Meine Briefe schickte ich an sie durch einen zuverlässigen Menschen, der sie einer jeden von ihnen einhändigte, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, daß ich auch der Andern geschrieben hätte. Noch vor fünf Uhr war ich in meiner kleinen Wohnung und sah meine Fromme zuerst ankommen. So wie ich ihr nun entgegen kam, überströmte sich mich schon mit Vorwürfen; ich ließ diesem Strom seinen Lauf, überzeugt, daß der Besuch, welchen ich noch erwartete, ihn schon auf einige Augenblicke hemmen würde. In der That schien sie auch erstaunt zu sein, als sie klingeln hörte; noch erstaunter aber, als sie Madame Renaud hereintreten sah, die sich nicht weniger wunderte, Madame Michelin hier zu finden. „Sie sehen,“ sagte ich zu ihnen, „den Drang, welchen ich fühle, zwei gute Freundinnen wieder zu vereinigen. Ich habe für keine von Beiden ein Geheimniß; ich versprach Ihnen meine Zärtlichkeit redlich unter Sie zu theilen, und Sie sehen, daß ich Wort halte. Nur thut es mir leid, zu finden, daß eine Jede von Ihnen einen so angenehmen Umgang abzubrechen sucht und nur mit Ausschluß der andern geliebt sein will. Wie? Madame Michelin, Sie wollen mir meine Liebe nicht anders erwiedern, als wenn ich Madame Renaud

entsage? und Sie, Madame Renaud, wollen die Trennung von Madame Michelin zum Preise ihrer Zärtlichkeit machen? Ach, wie grausam sind Sie! Sie wissen nicht, wie groß meine Verlegenheit bei einer solchen Wahl sein würde. Aber betrachten Sie nur," fügte ich hinzu und führte sie vor den Spiegel, „Sehen Sie nur, ob es möglich ist, unter Ihnen eine Wahl zu treffen! Hier sehe ich eine anbetungswürdige Blondine, deren Züge von einer bezaubernden Schönheit sind; die Sanftmuth, diese so seltene und am weiblichen Geschlecht so gern gesehene Eigenschaft malt sich auf einem Gesichte, worauf man noch tausend andere Reize bewundert. Sähe man keine Andere als Sie, man müßte Sie ungetheilt anbeten. Aber ich wende meine Augen hierher und werde eine Brünette gewahr, deren Feuer mich entzückt, die Farbe, nicht so weiß als an der Andern, ist dennoch um nichts weniger anziehend; ihre Augen verrathen Wollust und erwecken sie, so wie man nur die seinigen auf sie heftet; der geheimen, noch weit hinreißenderen Schönheiten, womit beide versehen sind, nicht einmal zu gedenken! Und Sie wollen, daß ich mich für eine von Beiden erklären soll? Nein, meine Damen, nein, das ist mir unmöglich. Ich will es nicht wie Buridans Esel machen, der, als man ihn zwischen zwei gleiche Maß Kleien stellte, aus Unentschlossenheit, eine Wahl zu treffen, verhungerte. Er hätte, um sich aus dem Handel zu ziehen, beide zu sich nehmen sollen. Was er aus Dummheit unterließ, werde ich so klug sein zu beobachten. Doch wollte ich sie beide auf einmal zum Gegenstande meiner Betrachtung machen, wie leicht könnte mich dann nicht die Unschlüssigkeit so lange hinhalten, bis ich nicht mehr im Stande

wäre, eine Wahl zu treffen, und mich um den Genuß von zwei Schönen bringen, die mir doch so theuer sind. Kann ich auch gleich hier keinen Ausspruch thun, so will ich Ihnen doch auf eine gleich herzliche Weise huldigen; ich will Sie lieben, ohne zu entscheiden, welche von beiden es am meisten verdient. So wie ich mit meiner Bewunderung bei der Einen aufhöre, will ich bei der Andern wieder den Anfang machen. Dies wird mir, indem ich über gleiche Vollkommenheiten einen gleichen Ausspruch thue, das Glück verschaffen, Sie wechselweise anbeten zu können."

Madame Michelin, von meiner Rede nicht überzeugt, und ohne Zweifel noch mehr über die Lobeserhebungen, die ich ihrer Nebenbuhlerin ertheilte, erbittert, ging von mir weg, und setzte sich in einer Ecke des Zimmers nieder; Madame Renaud riß sich von mir los und warf sich auf ein kleines Sopha, das dem Orte gegenüber stand, wo die Fromme saß; und ich blieb allein zwischen meinen beiden Göttinnen stehen, welche über das, was eben vorgefallen war, tief nachzudenken schienen.

Es würde thöricht sein, sagte ich ihnen, den auf dem Zimmer der Madame Renaud vorgefallenen Auftritt zu wiederholen; man müßte den gegenwärtigen Augenblick besser benutzen; die Zeit, die man mit Klagen hinbrächte, ginge für das Vergnügen verloren; es wäre ihnen ja nichts Neues, was sie hier erführen, und ich besäße eine so reiche Quelle von Liebe, daß sie für beide zugleich hinreichte. An dem Eifer, den sie bezeigten, sich wieder auszusöhnen, wollte ich nun sehen, fuhr ich fort, wie sehr sie mich liebten, und schickte mich an, eine um die Andere zu umarmen. Ich faßte die

Fromme an, und sie ließ sich zu ihrer Freundin ziehen; hier fiel ich auf ein Knie nieder und bat sie flehentlich, sich zu vergleichen. Hierauf entwarf ich ihnen ein angenehmes Gemälde von den vergnügten Stunden, welche wir künftig in dieser kleinen Einsiedelei genießen wollten, und bewog endlich Madame Renaud zuerst zur Aussöhnung. Sie umarmte Madame Michelin mit den Worten: „Meine Freundin, Sie lieben den Herrn Herzog zu sehr, um ihn mir abzutreten; ich bete ihn an und kann nicht Verzicht auf ihn thun: wir müssen uns also zu der vorgeschlagenen Theilung entschließen. So lange er keiner von uns einen ausgezeichneten Vorzug giebt, lassen Sie uns immer in gutem Vernehmen mit ihm leben." „Nun wohlan denn," rief sie aus, und drückte Madame Michelin die Hände, „machen Sie es wie Ihre Freundin, und Friede und Glück werden auf immer wieder zu uns zurückkehren." Die Fromme besaß mehr Stolz als die Andere; sie entwickelte in einem hohen Tone das Verdienst des Opfers, das sie brachte, und wie viel es ihr noch kosten würde. „Ach!" sagte sie, „in welch' einen Abgrund kann uns doch ein einziger Fehltritt stürzen! Nein, ich darf über meine gegenwärtige Lage nicht nachdenken. Wer mir gesagt hätte, daß ich so schwach werden, es in dem Grade werden würde, wozu Sie mich gebracht haben — Ach! Herr Herzog!" Diese Ausrufung unterbrach ich mit einem Kusse. Ich beugte die Eine zur Andern hin, sich noch ein Mal zu umarmen, und sie thaten es mit vieler Artigkeit.

Froh über diesen ersten Schritt, wollte ich die glückliche Aussöhnung benutzen. Ich nannte sie meine lieben Weibchen, meine treuen Gespielinnen, meine zwei Auserwählten, mich

glücklich zu machen. Ich suchte sie in Liebkosungen zu berauschen und Begierden in ihnen zu erwecken, deren Stärke ich kannte, und die ihnen alle Ueberlegung, die meinen Planen entgegen wären, benehmen sollten. Ein gewandter Mann, der nur allmälig das Feuer der Liebe in den Sinnen eines Weibes, und wäre es auch das tugendhafteste, zu entzünden weiß, der darf sich darauf verlassen, daß er bald unumschränkter Herr ihres Geistes und ihres Körpers wird. Wo der Kopf berauscht ist, da hört das Vernünfteln auf, und alle Grundsätze der Weisheit, wie tief sie auch in's Herz gegraben sein mögen, erlöschen in eben dem Augenblicke, wo man nach nichts als nach Genuß schmachtet; dieser beherrscht alsdann die Seele und findet allein Gehör. Der durch die Gewohnheit zu siegen geübte Mann erreicht fast immer den Endzweck, wonach der Schüchterne seufzt; jener greift an und ist eher Sieger, als der Andere nur seine Liebespein klagen kann.

Als ich meine Schönen im Begriff sich zu ergeben erblickte, zeigte ich ihnen lebhaftere Begierden: ihre Augen erglühten, sie erwiderten meine Küsse, und ich sah, daß ihr Widerstand die neue Scene, welche ich wieder mit ihnen durchzuspielen Lust hatte, nur um einige Minuten verzögerte. Ich that ihnen den Vorschlag, mit einer nach der Andern in ein bezauberndes Cabinet, das ich von ihnen bewundert zu sehen wünschte, zu gehen. Beide schwiegen still. „Sie bedenken sich noch?" sagte ich zu ihnen; ich will nun sehen, welche von beiden mich am meisten liebt. Die mich lieber hat, folge mir zuerst und überzeuge mich von ihrer Zärtlichkeit. Es ist dies der größte Beweis, den sie mir von ihrer Liebe geben kann; sie wird mir am meisten gefallen, und ihr werde ich so lange

ich lebe am meisten zugethan sein." Indem ich dieses sagte ging ich auf das Cabinet zu; aber keine rührte sich. Madame Renaud schmunzelte, die Fromme schlug die Augen nieder, keine konnte sich entschließen; ich sah aber schon im Voraus, daß diese vielleicht neue Art des Genusses sich ganz nach meinem Wunsche endigen würde. „So viel merke ich nun wohl," sagte ich zu ihnen, indem ich mich ihnen näherte, „daß Sie nicht so viele Liebe für mich haben, als ich für Sie; oder vielmehr, daß Jede sich vor der Andern scheuet, den Eifer zu zeigen, welchen sie hat, meinen Wünschen zu begegnen. Es hält Sie noch immer ein wenig Schaam zurück; ich für meinen Theil kann keiner von ihnen den Vorzug geben: Sie sind mir beide, zu Folge unserer Uebereinkunft, die ich stets beobachten werde, gleich theuer. Nun wohlan denn! das Loos entscheide; hier ist ein Alphabet; die, deren Buchstabe dem A am nächsten kommt, soll mir zuerst folgen; die Andere aber wird geduldig auf die Rückkunft warten, und alsdann mit mir das Cabinet besehen.

Hierauf überreichte ich ihnen das Alphabet und eine Nadel, durch die das Loos bestimmt werden sollte; ihre Hände blieben so ruhig als ihre Zungen. Nun nahm ich wieder zu Bitten meine Zuflucht, und bald redete Madame Renaud ihre Freundin an: „liebe Nachbarin, es ist einmal eingeschenkt, man muß austrinken; machen Sie es wie ich, ich will es wagen." Mit diesen Worten stach sie in das Alphabet und zog ein F hervor. Ich wünschte ihr zu einem solchen bedeutsamen Buchstaben Glück, und gab nun das Buch des Schicksals der Frommen hin. Allein dieser mußte man beinahe die Hand führen; und erst nach einem heftigen Zittern

fuhr die Nadel in eine Karte, worauf ein C stand; ihr ward also das Loos voranzugehen. Beide Weiber errötheten nun zugleich; die Eine aus Schaam, die andere aus Verdruß. Zum Troste über diesen kleinen Aufschub umarmte ich die theure Renaud, und gab der Frommen, welche sich noch, wiewohl nur schwach, sträubte, den Arm. Ihre Kniee wankten, es verging eine beträchtliche Zeit auf dem Wege vom Zimmer in's Cabinet, in welchem ich sie auf ein Sopha hinsinken ließ. Da ich wußte, daß noch ein Geschäft auf mich wartete, so verlor ich keine Zeit, und fing sogleich mit der Unterzeichnung unseres Friedens an. Dieses brachte Madame Michelin wieder in's Leben zurück; sie rief aus: „Wie? Herr Herzog, ist es denn nicht Spaß? Ich glaubte es wäre nur ein Scherz." — „Kann man auch scherzen, wenn man Sie liebt!" erwiderte ich, und ohne weiter etwas zu antworten, wurde sie selbst mit der Zeit gewahr, daß hinter dem Scherze wirklich Ernst stecke. Meine Fromme war mir zu bekannt; ich wußte, daß sie sich nach einigem Sträuben dem gegenwärtigen Augenblicke ganz hingeben würde. Dieser schien ihr nun aber auch eben so köstlich zu sein, als diejenigen, welche wir schon ehemals bei unsern Zusammenkünften genossen hatten; sie vergaß ganz die Theilung und ihre Freundin; welche das Ende unserer Unterhaltung erwartete. Indessen hatte ich aber doch dieser mein Ehrenwort gegeben, sie eben so gut zu unterhalten, und ich hielt es an der Zeit, Madame Renaud die Schönheiten des Cabinets auch sehen zu lassen. Die Fromme befand sich hier aber so wohl, daß sie gar keine Lust bezeigte, hinaus zu gehen, und ihre Augen verriethen mir, daß, wenn man sich doch

einmal vergangen hat, man vor einer Sünde mehr oder weniger nicht erschrecken darf. Dies hätte ich ihr auch gern glauben können, wenn Madame Renaud nur nicht in dem Zimmer, wohin wir uns nun wieder verfügten, gewesen wäre; und es kam mir vor, als ob ich meine Fromme etwas verdrießlich sagen hörte: „freilich, es ist nicht mehr als billig!“

Madame Renaud las bei unserer Ankunft in eben dem Buche, daß ihrer Nebenbuhlerin den Vorzug verschafft hatte. Ich setzte Madame Michelin zu ihr nieder, und nahm Madame Renaud dafür bei der Hand. „Mich sollen Sie nicht lange bitten; wenn man ein so gutes Muster vor sich hat,“ sagte sie und zeigte auf Madame Michelin, „so muß man sich nicht weiter bedenken,“ und sprang in's Cabinet, wo sie noch lachend hinzusetzte: „wahrhaftig, lieber Herzog, ich komme nur her, mich über Sie lustig zu machen, denn was werden Sie mir jetzt wohl noch zu sagen haben? Die Fromme zur Ueberzeugung zu bringen, haben Sie sich gewiß so gewaltig angreifen müssen, daß es wohl das Beste sein wird, wenn Sie es mit mir bei einem weisen Stillschweigen bewenden lassen.“ Dieser Scherz verdroß mich, und in dem Augenblicke zeigte ich ihr, daß ich für meine Freunde noch immer einige Gedanken hätte, und ihr auf keine Frage eine Antwort schuldig zu bleiben brauchte. Meine kräftige Rechtfertigung versetzte Madame Renaud in solche Bewunderung und Freude, daß sie nur, ehe sie noch wieder hinein ging, ein Mal über das andere ausrief: „welch' ein Mann! welch' ein Mann! es ist zum Erstaunen! wie viel glücklicher müßte man mit ihm leben, wenn er auch noch treu wäre! Vergnügt

kehrte sie wieder in das Zimmer zurück, und theilte der Frommen, welche an ihrer Stelle die Lektüre vorgenommen hatte, eine Menge witzige Bemerkungen mit. „Nicht wahr," sagte sie zu ihr, „Sie glauben, daß Sie die Unterhaltung des Herrn Herzogs ganz erschöpft haben? allein Sie irren sich. Genies, wie ihm, fehlt es nie an Stoff, und das Ende ihrer Unterhaltung ist ebenso geistreich als der Anfang derselben." Die Gespräche wurden freier, man gewann Geschmack an diesem Tone. Madame Michelins Gesicht klärte sich ganz auf, und ich war herzlich froh, daß sich die Eintracht doch nun endlich unter diesen Weibern wieder einstellte. Wir gingen auseinander und versprachen uns, diese Zusammenkunft bald zu wiederholen, und besonders, uns mit der frohen Laune zu empfangen, womit wir uns jetzt verließen.

Um diese Zeit verlor ich meinen Vater, er war schon ein sehr bejahrter Mann. Der Kummer, den ich über seinen Tod hatte, war so gering, daß er von dem Vergnügen, welches ich über den mich erwartenden Reichthum empfand, leicht verdrängt ward. Er hinterließ mir seine Angelegenheiten in der größten Unordnung; auf seine Hinterlassenschaft hafteten beträchtliche Schulden; und ich befand mich in einem Labyrinthe von Prozessen, worin mich die Advokaten um so mehr irre zu führen suchten, als sie ihre Rechnung dabei fanden. Ich kam sehr jung zu einer sehr reichen Erbfolge, und bewunderte die Klugheit des Cardinals, meines Großoheims, der die Einrichtung getroffen hatte, daß ich zu dem ungeschmälerten Besitze der Herzogthümer Richelieu und Fronsac, der Herrschaft Ferté-Bernard und anderer, sowie des Salzwerkes zu Hierre-en-Trouage gelangte. Mein Vater, dessen Ver-

mögen in den Händen der von seinen Gläubigern bestellten Curatoren war, würde genöthigt gewesen sein, diese Herrschaften zu veräußern, und den Erlös dafür wieder verschwendet haben; denn die ansehnlichsten Summen fielen ihm in kurzer Zeit durch die Finger. Ohne sich einen Namen zu machen, hatte er sich zu Grunde gerichtet. Habe ich von ihm den Geschmack an Frauenzimmern geerbt, so ist er von mir doch wenigstens etwas veredelt worden. Er warf sich ihnen beinahe immer betrunken hin, und verthat viel mit diesen häufigen Liebeshändeln, deren sich ein Pair von Frankreich schämen sollte. Es giebt Leute, welche die Kunst verstehen, ihr Vermögen zu verschleudern, ohne auch nur eine erhebliche Ursache dazu angeben zu können. Sie besitzen Thorheiten in Menge, aber keine, die wichtig genug wäre, daß man sie als die Ursache ihres Verderbens ansehen könnte. Und zu dieser Classe von Leuten gehörte mein Vater; er hatte von seinem Vater den unermeßlichen Reichthum des Cardinals von Richelieu erhalten, und nach und nach beinahe alle Güter dieser Erbschaft verkauft. Nie war er genöthigt gewesen, vermöge seiner Stellung großen Aufwand zu machen; er hatte keine Befehlshaberstelle in der Armee gehabt; bloß Mangel an Ordnung, sein Vertrauen zu den Pächtern, die sich auf seine Kosten bereicherten, und sein seltsamer und kostspieliger Geschmack, der alle Tage auf etwas anderes verfiel, bewirkten die Verschlimmerung seiner Umstände, wovon er lange Zeit die Nachwehen empfinden mußte.

Mit Sorgfalt verwandte ich nun alle meine Zeit auf die Entwirrung dieser Angelegenheiten, die mir sehr viel Langeweile machten. Wahr ist es, ich wurde für dieses Opfer

entschädigt, wenn ich etwas gewahr ward, das zur Vermehrung meiner Erbschaft diente. Denn mich beherrschte alle Begierde eines Erben, und das heftigste Verlangen zu glänzen, das jederzeit mein Geschmack gewesen war. Ich gebrauchte Chikanen, um nur einen hellen Blick in die Lage der Sachen, über die man mit Gewalt Dunkelheit verbreiten wollte, zu bekommen. Bei der Untersuchung der Güter meines Vaters, wo ich einsah, wie sehr die Veräußerung der Herrschaften das Ganze vermindert hatte, konnte ich nicht genug die Einführung der nachgesetzten Erbfolge segnen. Dieses war ohne Zweifel das Beste, was man zur Aufrechthaltung der großen Häuser thun konnte; sonst möchte vielleicht nicht mehr die Hälfte derselben noch bestehen. Ein verlornes oder getheiltes Gut würde den Erben eines großen Namens außer Stand setzen sich zu behaupten, und man wird nicht in Abrede stellen, daß für einen Mann von Geburt, oder für den, der eine große Stelle bekleidet, ein großes Vermögen unumgänglich nothwendig ist. Der Aelteste einer Familie, welcher eine beträchtliche Erbschaft in Besitz nimmt, verewigt den Glanz und Ruhm derselben; er ist im Stande, etwas Großes zu unternehmen; er kann den Handel blühend machen, die Künste aufmuntern, und den Platz in der Welt behaupten, den er einnehmen muß. Sein Name flößt Ehrfurcht ein, sein Vermögen setzt in Erstaunen; es blendet und erhält eine Schaar Unglücklicher, die gedrungen sind, sich vor ihm zu demüthigen. Dabei sind nun aber die jüngeren Söhne eben nicht zu bedauern; sie finden in dem Maltheser-Orden, oder in der Kirche eine Entschädigung, die sie oft in den Stand setzt, noch mehr Figur in der Welt zu machen, als der

Aelteste. Die Gnade des Königs, die man immer erhält, wenn man zu rechter Zeit seinen Ministern, vor allen aber seinen Geliebten den Hof zu machen weiß, ist eine noch größere Hülfsquelle, und nur Thoren verstehen es nicht, von der Ebbe und Fluth am Hofe Nutzen zu ziehen. Kann man die Töchter nicht los werden, so macht man Aebtissinnen daraus, und ich sehe nicht ein, daß sie unglücklich sind, wenn sie, statt in der Welt zu vegetiren, alle Gewalt über ein Kloster bekommen, das sich beeifert ihnen zu gehorchen, und die Weiber herrschen gern. Vielleicht wird man mir einwenden, es sei ihr Beruf nicht; ich antworte aber: daß eine Aebtissin Freiheit genug besitzt, die Strenge der Gelübde, die sie gethan hat, zu mildern, und Mittel zur Stillung der Begierden, die sich wieder sie empören möchten, ausfindig zu machen. Und man wird mich doch nicht überreden wollen, daß sie zu beklagen seien, ich habe sehr liebenswürdige unter ihnen gekannt, die so gut wie ich wußten, daß man sich mit dem Himmel schon abfinden kann. Die, welche davon keinen Gebrauch machen wollen, müssen es sich selbst zuschreiben.

Man hat einsehen gelernt, wie wichtig es ist, in einem monarchischen Staate das Vermögen der großen Häuser zu verewigen. Die Erfahrung hat es gezeigt, daß sie die Stütze des Thrones waren und zur Erhaltung seines Glanzes dienten. Ein von einem reichen Adel umgebener König glänzt durch vervielfachten Glanz. Jeder vom hohen Adel ist ein Glied einer Kette, die vom Throne aus- und unmerklich zum Volke herabgeht; er gehorcht dem König und erhält wieder von ihm die Macht, diejenigen, welche ihm untergeordnet sind, zum Gehorsam anzuhalten. Er muß dem Volke Ehrfurcht

einflößen, und das Vergnügen ist dazu eines der dienstlichsten Mittel. Die Erbfolge wird beständiger in den Familien, und so lange Frankreich sein wird, muß man durchaus dieses Mittel, ihre Besitzungen zu sichern, als einen Grund- und Constitutions-Artikel ansehen. Es würde der größte Verstoß gegen die Staatsklugheit sein, sie einzuziehen, und ich bin fest überzeugt, daß kein König es zugeben wird. Man sollte selbst jedes Haupt einer Familie nöthigen, eine Erbfolge, die einzugehen droht, zu erneuern.

In dem Gewirre von Beschäftigungen, die mir fremd waren, brachte ich einige Zeit zu; endlich aber erwachte der Geschmack an Vergnügungen, die der Eigennutz nur betäubt hatte, mehr als je in mir auf. Mein Verlangen, mich an der Herzogin zu rächen, hatte sich abgekühlt, und von einer Freundschaft, die nur erloschen gewesen war, durchdrungen, kehrte ich wieder zu ihr zurück. Sie war ein Engel von einem Weibe, meine Beleidigungen vergaß sie immer gleich und ertrug meine Thorheit stets mit Nachsicht. Sie empfing mich auf das beste, bezeigte mir den wärmsten Antheil an meinem eben erhaltenen Vermögen, gab mir den Rath, es ja nicht wie mein Vater in Unordnung gerathen zu lassen, und wir schieden als die besten Freunde von einander.

Von da ging ich zu Madame Michelin. Sie kam mir sehr verändert vor; bezeigte mir aber die lebhafteste Freude, mich wieder zu sehen, erzählte mir, sie wäre krank gewesen, und schrieb die Schuld davon den lebhaftesten Gefühlen des Schmerzes und der Freude zu, die ich ihr verursacht hätte. Ich bat sie um Erlaubniß, Madame Renaud zu besuchen,

und bemerkte beim Weggehen eine auffallende Veränderung in allen ihren Gesichtszügen.

Madame Renaud flog an meinen Hals, als sie mich erblickte, und ohne mir Vorwürfe über mein Stillschweigen auf drei oder vier Briefe, die sie mir während meines Ausbleibens geschrieben hatte, zu machen, überließ sie sich ganz der Freude, welche ihr meine Rückkehr verursachte. Es ist wahr, der Styl und die Hand dieser guten Frau waren so jämmerlich, daß ich mir nicht die Mühe geben mochte, ihre Briefe zu lesen; ich wußte doch stets den Inhalt derselben voraus. Man kann sich leicht denken, daß eine so lebhafte Frau sich nicht mit bloßen Versicherungen meiner Freundschaft begnügte. Als die ersten Entzückungen vorüben waren, fragte ich sie: ob sie mit ihrer Nachbarin in gutem Vernehmen gelebt hätte? Sie sagte mir, es wäre Alles sehr gut abgelaufen; seit einiger Zeit aber bemerkte sie in Madame Michelins Charakter und auf ihrem Gesichte eine große Veränderung, die, ihrer Meinung nach, von irgend einem Kummer herrühren müsse, der sie innerlich verzehre, und sie glaubte sich nicht zu irren, wenn sie meine getheilte Liebe für die Ursache desselben halte. Auch ihr, versicherte sie mir, mache diese Theilung vielen Kummer; sie hätte aber schon ihren Entschluß gefaßt, und ihre Nachbarin sollte es auch so machen, denn da man mich nicht anders haben konnte, so müßte man sich in meinen Willen fügen. Diese Nachricht machte mir Madame Michelin noch theurer, und ich ging wieder zu ihr hinunter, um sie zu mir einzuladen. Ich fand sie in tiefen Gedanken, und bat sie, mich Abends in

meinem kleinen Hause zu besuchen, sie seufzte und versprach zu kommen.

Die Zusammenkunft hatte ich um sieben Uhr angesetzt; ich fand mich zur bestimmten Zeit ein, und es war beinahe acht, als Madame Michelin auch anlangte. Ich sagte ihr, ich wollte mich dafür, daß sie so spät käme, rächen und sie zwei mal mehr umarmen. Sie hätte, versicherte sie mir, nicht eher kommen können, weil ihr Mann nicht ausgegangen wäre, und sie sich des Vorwandes, ihr Abendgebet in der Kirche zu verrichten, hätte bedienen müssen, um mir nur ihr Wort zu halten. Zu gleicher Zeit flossen ihr Thränen über die Wangen, und ich hielt es für nöthig, auf ein schleuniges Mittel zu denken, sie ihr abzutrocknen. Ganz wider ihre Gewohnheit machte sie auch nicht die geringste Schwierigkeit, meinen Bitten nachzugeben; sie überließ sich mir ohne Sträuben. Sie gab sich wirklich Mühe, das Vergnügen zu erhaschen, das sie floh, und welches sie nicht fühlte. „Ach es ist damit vorbei! ich bin unglücklich!" waren nur noch die einzigen Worte, die ihr darüber entschlüpften. Ich suchte die Ursache derselben zu erforschen, allein es war umsonst, und da ihre Stunde zum Aufbruche geschlagen hatte, so war ich genöthigt, sie zu entlassen ohne mehr zu erfahren. Indessen glaubte ich, die Ueberlegung hätte ihr das Vergnügen verdorben und zerbrach mir auch nicht weiter den Kopf damit.

Der Strudel der Welt, der mich, seitdem ich Herzog von Richelieu geworden war, mehr und mehr in seine innern Kreise riß, zog mich allmälig von diesen beiden Verbindungen ab, die mir schon lästig zu werden anfingen. Madame

Renaud insbesondere behelligte mich mit Briefen, die das Verdienst nicht hatten, mich wieder zu ihr zurückzuführen; indessen warf mich doch zuweilen die Gelegenheit ihr wieder in die Arme, und ich ging mit dem Vorsatze von ihr weg, sie nicht wieder zu sehen. Für Madame Michelin hingegen, die mir weit anziehender war, schlugen die noch glimmenden Begierden zuweilen in helle Flammen auf. Seit langer Zeit hatte sie keine günstige Gelegenheit ausfindig machen können, in meine kleine Wohnung zu kommen, oder wenigstens diese Ausrede bei mir genommen. Da ich aber so sehr auf einen Besuch drang, so setzte sie endlich einen Tag dazu an. Mit dem Schlage war ich da, und sie stellte sich auch weit pünktlicher ein als das letzte Mal. Ich wollte mit meiner verliebten Erklärung den Anfang machen, aber sie that mir Einhalt und bat mich flehentlich, mich nieder zu lassen und sie anzuhören.

„Herr Herzog," hob sie an, „den ersten Augenblick, wo ich Sie sah, liebte ich Sie auch. Ich lebte glücklich mit meinem gutherzigen Manne, der mich für die Liebe, die er mir nicht gewähren konnte, durch tausend zuvorkommende Gefälligkeiten entschädigte, die eine brave Frau nicht ohne Erkenntlichkeit annehmen kann. Die zärtlichste Freundschaft trat an die Stelle der Liebe. Die Religionsübungen, denen ich mit der größten Inbrunst oblag, füllten dieses Herz, dessen Bedürfniß einmal lieben war, aus. Sie wissen selbst am besten, durch welchen Zufall ich Ihre Bekanntschaft machte. Ich ging täglich zur Kirche, mich mit Gott nach meiner Gewohnheit zu unterhalten, und ward nicht gewahr, daß das Verlangen, sie daselbst anzutreffen, mich dahin führte.

In diesem Zimmer, von Ihnen hingerissen, umging ich zum ersten Male diese heiligen Pflichten. Dieses Vergnügen, das erste was ich so innig genoß, besiegte mich, ich will es nicht bergen, so sehr, daß ich nicht im Stande war, über meine Verirrungen nachzudenken. Kam mir auch zuweilen das Andenken an meine ehemalige Aufführung wieder in's Gedächtniß, so entfernte doch gleich das viel mächtigere Andenken an Sie die Reue. An dem Tage, wo ich das Unglück hatte, gewahr zu werden, daß Sie mir untreu waren, kam meine Vernunft zurück, hielt mir einen Spiegel vor, und zeigte mir in demselben mein Verbrechen. Nun glaubte ich, wenn ich mich nur von neuem hinreißen ließe, würde ich die Gewissensangst, die mich quälte, verbannen; aber statt glücklicher zu werden, ward ich nur noch strafbarer. Sie müssen sich noch erinnern, daß ich Ihren Begierden kein Hinderniß in den Weg legte, als wir das letzte Mal an diesem Orte zusammen kamen. Ich schmeichelte mir, daß das Vergnügen, welches ich immer mit Ihnen genoß, mich außer mir bringen sollte; eitle Hoffnung! Das Vergnügen flieht mich, und ich fühle zu gut, daß es nie wieder zu mir zurückkehren wird. Meine Gesundheit nimmt ab, ich erliege der Marter, die ich fühle, und wünsche nichts mehr, als daß Sie Gott nicht länger ein Herz streitig zu machen suchen, das ihn um nichts als Barmherzigkeit anflehen darf. Zum letzten Male bin ich die Ihrige, wenn der Genuß eines seufzenden Weibes Sie noch reizen kann, und morgen werfe ich mich zu den Füßen der Altäre hin, meine Verirrungen zu beweinen, und den Himmel um Verzeihung für mein Vergehen zu bitten.

Diese Jeremiade machte mich eine Zeit lang stutzig;

als ich aber wieder zu mir selbst kam, sah ich ein, daß die Eifersucht zu dieser Rückkehr zur Gottheit die meiste Veranlassung gegeben hatte, und gab ihr das Versprechen: mit Madame Renaud, der ich schon überdrüssig war, zu brechen und ihr alle meine Zeit zu widmen. Sie hatte eine fromme und schmachtende Miene, die meine Begierden entflammte, und ich fand keinen Widerstand sie zu befriedigen. Aber sie waren von kurzer Dauer. Die ganze Unterhaltung hatte nichts reizendes für mich, und ich gab Madame Michelin die Freiheit, sich wieder nach Hause zu begeben. Sie ergriff meine Hand und küßte sie, wünschte mir ein dauerhaftes Glück und sagte mit einem Seufzer: sie würde nicht lange mehr leben.

Ich ging ganz traurig fort, und eilte zur Herzogin **, wo ich die bezaubernde Prinzessin von *** antraf. Ein ausnehmend schöner Wuchs, Zähne wie die Perlen, und die Stimme einer Harmonika rissen mich bald aus dem Nachdenken, worin ich versunken war; der Trübsinn entwich und ein neues Vergnügen thaute seinen Balsam auf meine Sinne.

Ich bestrebte mich, ihr den Hof zu machen; man spielte; ich warf mich zu ihrem Rathgeber auf, mischte einige Galanterien in den Rath, welchen ich ihr ertheilte, und ward, wie es schien, mit Güte angehört. Sie lächelte oft, meine Einfälle belustigten sie, und ich zog daraus eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft. Das Spiel hörte zu bald für meine Wünsche auf. Die Prinzessin ***, welche bei der Herzogin de Maine zu Abend speisen sollte, konnte die Einladung der Herzogin von **, welche sie dringend bat ihr Gesellschaft zu leisten, nicht annehmen. Ungern sah ich sie weggehen, und

als sie fort war, fühlte ich mich so niedergeschlagen, wie man es ist, wenn man eben einen theuren Gegenstand verloren hat.

Die Herzogin von ** sollte die Bewegung nicht gewahr werden, worin mich die Entfernung der Prinzessin von *** versetzt hatte; ich nahm daher alle meine Munterkeit zusammen, und gestehe, sie kostete mir einige Anstrengungen. Mein Wunsch war, mit der Herzogin ** allein zu bleiben; aber Frau von Louynes und Herr von Gontault, die nirgends versagt waren, blieben bei ihr zum Abendessen. Ich mußte mein Unglück mit Geduld ertragen. Indessen hatte ich doch das Vergnügen, von der Frau, welche ich liebte, reden zu hören. Gontault, der verliebt in sie war, konnte sie nicht genug loben. Es kostete mir viele Mühe zu schweigen, um nicht zu verrathen, daß sie auch auf mich Eindruck gemacht hatte.

Frau von Luynes sagte zu uns: sie beklage die Prinzessin, daß sie einen Mann habe, der ihrer Zärtlichkeit gar nicht entspreche; die ganze Welt glaube, er lebe in der vollkommendsten Eintracht mit ihr; in der That besitze er auch das Aeußere eines liebenden Mannes; eigentlich aber sei er in eine gewisse Madame Dornano, eine stolze und herrschsüchtige Frau, verliebt und ganz in ihren Banden; dieser Geliebten zu gefallen, leiste er seiner Frau keine von den ihr schuldigen Pflichten; eine Begegnung, welche die Prinzessin von ***, welche ihren Mann anbete, nicht im Geringsten verdiene.

Gontault, der eben so begierig als ich war, die ausführliche Geschichte derselben, die er auch nicht wußte, zu hören, bat die Frau von Luynes in ihrer Erzählung, die

ihn interessire, fortzufahren, und kam mir damit zuvor; die Herzogin von ** und ich vereinigten unsere Bitten mit den seinigen, und Frau von Luynes, welche nichts mehr wünschte als sich der Unterhaltung allein zu bemächtigen, und die die Prinzessin von *** sehr liebte, befriedigte sogleich unsere Neugierde.

„Man verschafft mir ein sehr großes Vergnügen," sagte sie, „wenn man mir Gelegenheit giebt, meiner theuren Hortense, so nannte sie sich vor ihrer Vermählung mit dem Prinzen von ***, eine Lobrede zu halten. In meinem Leben habe ich kein liebenswürdigeres und anziehenderes Weib kennen gelernt. Ihr Unglück ist nur, daß sie ein für die Liebe zu empfängliches Herz besitzt; diese Empfänglichkeit vielleicht zu sehr aus Romanen, deren Lektüre sie mit Begierde verschlang, geschöpft hat, und mit einem frostigen Menschen vermählt ward, der die Aeußerungen der Zuneigung, die sie für ihn fühlt, zurückweist. Unglücklicherweise habe ich zu dieser Ehe mit beigetragen, und mache mir noch immer Vorwürfe darüber."

„Meine Hortense verlor ihre Mutter noch vor ihrem fünfzehnten Jahre: ihr Vater, der sie herzlich liebte, ließ sie nicht von seiner Seite; er wollte selbst über ihre Erziehung, die sehr sorgfältig war, wachen. Sie machte große Fortschritte bei den Lehrern, die man ihr hielt, und in kurzer Zeit sprach man von nichts als ihren Geschicklichkeiten und ihrer Schönheit. Es zeigten sich verschiedene Parthieen für sie. Die Marschallin von Villeroi wollte sie an einen Verwandten ihres Gemahls verheirathen; die Marschallin von Villars sprach von dem kleinen Grafen von Clermont;

kurz der Vater befand sich in Verlegenheit, welchen er wählen sollte. Um diese Zeit eröffnete sie mir ihr Herz, und bat mich, ihm zu sagen, daß sie bei Verschenkung ihrer Hand einzig ihrer Neigung zu folgen wünschte. Ihr Vater, der nur für sie lebte, versprach ihr, sie nicht zu zwingen, und zu erwarten, welchen Gemahl sie selbst wählen würde."

„Der Prinz von *** sah sie auf einem Balle, welchen ich gab. Sie kennen ihn; er ist groß von Statur, wohl gebildet und von dem sanftesten Wesen. Hortense tanzte verschiedene Male mit ihm, und fand in ihm den Mann, der bestimmt war ihr Liebe einzuflößen. Die Auszeichnung, womit er sie behandelte, nahm sie für eine förmliche Liebeserklärung, und es bedurfte nichts mehr, um diese jugendliche Einbildungskraft zu erhitzen. Dieser Liebhaber schien ihr der vollendetste Mann zu sein, bei ihm erinnerte sie sich an alles, was sie je gelesen hatte, und diese Vergleichung fiel zu Gunsten des Prinzen von*** aus. Sein frostiges Wesen ward für Schüchternheit, sein Blick, der von Natur schmachtend ist, für Empfindsamkeit genommen; kurz die Einbildungskraft meiner kleiner Hortense lieh diesem neuen Liebhaber Reize und Eigenschaften, die er nicht hatte. Er liebt, gleich ihr, die Musik. Man wurde einig, daß, wenn es der Vater erlaubte, er von Zeit zu Zeit kommen, und mit ihr spielen sollte. Der Prinz von *** ist ganz dazu gemacht, überall wohl aufgenommen zu werden. Die Einwilligung von Hortensen's Vater war nicht schwer zu erhalten, und der Prinz benutzte es, um Hortense sehr fleißig zu accompagniren. Der Zufall war ihnen immer günstig, daß, wenn sie zu mir kam, ich mich darauf verlassen konnte, auch den Prinzen an-

kommen zu sehen. Es vergingen mehrere Monate, in welchen der Prinz durch seine fleißigen Besuche Hortensen's Vater in der Meinung bestärkte, daß er Absichten auf seine Tochter hätte; doch kam es nie mit ihm zur Sprache, und die Kleine erwartete doch sehr ungeduldig seine Erklärung. Sie schloß mir ihr Herz auf, ich sah, es gehörte ganz dem Prinzen. Aus Freundschaft für Hortensen wagte ich es, ihn zu sondiren; ich brach über meine kleine Freundin in Lob aus; er stimmte mir ganz bei, und dennoch ließ er in seiner Unterredung mit mir nicht undeutlich merken, daß er noch nicht Lust hätte sich zu verheirathen. Diese Erklärung fiel mir auf. Da ich mich aber gleich wieder überredete, daß er seine Gesinnungen nur zu verhehlen suchte, so hielt ich es für das Beste, frei heraus mit ihm zu sprechen. Ich fragte ihn demnach: die ganze Welt glaubte, er liebe Hortensen; ich selbst bilde mir es ein, und die Kleine wäre eben der Meinung; er möchte mir doch nun frei heraus sagen, was wir von der Sache glauben dürften? Seine Antwort fiel nicht bestimmt aus; ich sah ihn in Verlegenheit, und dachte er wolle sich nur deshalb nicht erklären, weil er nicht wisse, ob der Vater und Hortense auch einwilligen würden. Ich nahm es über mich, ihn Beider Einwilligung zu versichern."

„Als wir noch davon redeten, kamen sie an. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, hielt ich es für's Beste, die Sache, da sie noch im Gange war, zu Stande zu bringen. Hortensen's Vater war schon durch sie selbst von ihrer Zuneigung zum Prinzen von *** unterrichtet, und dieser gute Vater hob selbst zuerst alle Schwierigkeiten, die sich nur entgegenstellen konnten. Die Vermählung ward beschlossen,

und eine von den Bedingungen, welche der künftige Gemahl selbst machte, war, daß sie so schnell als möglich vor sich gehen sollte.

„Hortense, die nichts als den Drang der Liebe in diesem Verlangen sah, fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt. Ich für meine Person war mit der Miene des Prinzen von *** nicht sehr zufrieden. Sein Ton lautete erzwungen, es war nicht Wahrheit, nicht das feurige und aufrichtige Entzücken einer Seele, welche ihr Glück fühlt, und von diesem Augenblicke an sah ich ein, daß er aus Schwachheit, nicht aus Liebe nachgab.“

„Diese Entdeckung verbarg ich vor Hortensen, ich schmeichelte mir doch zuweilen, daß ich mich täusche und wollte sie doch nicht kränken. Indessen zeigte der Prinz von *** so wenig Eifer in seinem ganzen Benehmen, daß ich mich nicht länger enthalten konnte meine Freundin darauf aufmerksam zu machen. Ich wünschte, sie hätte mit meinen Augen sehen können; allein das Vorurtheil hatte sie geblendet, und seine so unzeitige Kälte ward ihm noch günstig ausgelegt.“

Endlich ging die Vermählung bei mir auf dem Gute vor sich; Sie wissen, es liegt nur zwei Stunden von Paris; es war mir also ein leichtes, mich der berühmtesten Künstler aller Art dazu zu bedienen. Es war ein sehr schönes Fest. Die neue Prinzessin von *** glich einer Rose, um welche der West buhlen sollte; ihre Augen glänzten vor Freude, sie fielen nicht ein Mal auf ihren Gemahl, wo sie nicht vor Wonne flammten. Er hingegen ging aus Gleichgültigkeit fast immer allein in einem entlegenen Lustwäldchen herum. Seine junge Gemahlin, deren Seele ganz von ihm erfüllt war,

wußte es so gut einzurichten, daß ihre Spaziergänge sie auf das Lustwäldchen zuführten, welches den Gegenstand ihrer Wünsche verbarg; aber sie ward nicht wie eine Frau aufgenommen, von welcher man sich noch an eben dem Abend die höchste Glückseligkeit verspricht."

„Es ist nun Zeit, die Ursachen dieser wachenden Träume des Prinzen von *** anzugeben. Er lebte seit langer Zeit, wie ich Ihnen schon gesagt habe, mit Madame Dornano, in Forderungen die unerschöpflichste Frau von der Welt. Sie wußte recht wohl, daß der Prinz Hortensen oft den Hof gemacht hatte; erfuhr aber seine Vermählung erst zwei Tage zuvor. Man kann sich die Wuth nicht vorstellen, in welche sie über diese Nachricht gerieth; sie schrieb dem Prinzen von ***, sie müsse ihn durchaus sprechen; und als die dazu angesetzte Stunde vorüber und er noch nicht da war, eilte sie zu ihm. Er war nicht zu Hause, sie wartete auf ihn. Als er kam, brach sie in Vorwürfe und Thränen aus, setzte Himmel und Erde in Bewegung. Der Prinz war, wie wir schon wissen, ein schwacher Mann: er bekannte sich schuldig; schützte eine Menge Dinge vor, die ihn zum Altare führten; sagte, es gereue ihn; bezeugte Verdruß darüber, daß er sich hätte fesseln lassen und erhielt nicht eher Verzeihung, bis er schwor, sich Hymens Rechten gänzlich zu begeben, weil er zu der Heirath gezwungen worden wäre. Das versprach er denn, und die Erinnerung an dieses Versprechen, welches man freilich nicht ahnte, war es, was ihn traurig und niedergeschlagen machte."

„Diese Nacht aber konnte er, von seinen Verwandten fortgerissen, und von den Liebreizungen seiner Gemahlin hinge-

rissen, sich nicht versagen, sein Bett mit ihr zu theilen; es war aber nicht die Liebe, welche diese Rose brach; ihn beseelte ein anderes Gefühl. Sechs Wochen mochte er wohl ihr Gemahl gewesen sein, als Madame Dornano die Herrschaft wieder an sich riß, und ihn zwang bei seiner Frau den Enthaltsamen zu machen. Diese suchte ihn indessen an sich zu ziehen, nahm sich aber wohl in Acht zudringlich zu scheinen. Er stellte sich auf das zärtlichste gegen sie, und sah er, daß seine Gemahlin traurig war, wenn sie seinen Gram nicht zerstreuen konnte, so brach er in die Klage aus: er wäre der unglücklichste Mann von der Welt, weil er seine theure Hortense nicht glücklich zu machen vermöchte. Kurz seine ganze Zärtlichkeit bestand in Worten und nie in Handlungen."

„Seine Gemahlin, welche ihn vielleicht desto mehr liebte, je kälter er gegen sie ward, litt alle Qualen der Eifersucht. Sie betete einen Mann an, der sogar die Hand, welche sie an ihren Mund oder ihr Herz drücken wollte, zurück zog. Selbst diese kleine Zärtlichkeitsbezeigung ward ihr, wiewohl, ich gestehe es, stets mit Artigkeit, abgeschlagen; endlich aber mußten ihre Sinne bei einem Manne verstummen, dessen Sinne bei ihr so ruhig waren; sie bestrebte sich zurückhaltend zu sein, und genoß, bei allem Scheine von Glück, nichts von dem wesentlichen desselben."

„Einst, als ihr Gemahl abwesend war, ging sie in sein Zimmer. Ihr fiel ein beschriebenes Papier in die Augen, das in kleine Stücke zerrissen, und in's Kamin geworfen war. Sie befand sich allein, die Neugier gewann die Oberhand; sie sammelte alle diese kleinen Papiere, suchte den Sinn aus ihnen heraus zu bringen, und die Hand zu erkennen.

Wie groß war ihr Schmerz, als sie sah, daß der Brief ein Frauenzimmer zur Verfasserin hatte, welches Rechte auf ihren Mann zu haben schien! Was hatte sie verbrochen, daß sie nicht auch so glücklich war als diese Nebenbuhlerin, die sie gar nicht kannte?"

„Die Vernunft kam ihr nun, wiewohl spät, zu Hülfe. Nachdem sie zwei Jahr verseufzt hatte, sah sie wohl ein, sie müsse ein anderes Mittel ergreifen, sich von einer Leidenschaft, die sie ungetheilt hegte, zu heilen. Sie schätzt ihren Gemahl, sie liebt ihn vielleicht noch sehr, aber sie sucht einen zu starken Eindruck, der sie seit so langer Zeit unglücklich gemacht hat, zu verlöschen. Deswegen besucht sie Gesellschaften und entflieht der Langenweile. Dem ungeachtet würde sie aber noch immer Drang genug fühlen, ihrem Gemahle ein Herz zu weihen, welches wohl schwerlich je aufhören wird, für ihn zu schlagen."

Während die Frau von Luynes dieses erzählte, wagte Gontault kaum zu athmen, die Thränen standen ihm in den Augen. Die Herzogin beklagte ihre Freundin, daß sie einen solchen Mann hätte. Auch ich stimmte laut mit in das Bedauern der Gesellschaft ein, insgeheim aber zog ich daraus eine gute Vorbereitung für den Angriff, welchen ich auf sie zu machen gedachte. Eine Frau, die ihren Mann innig liebt und von ihm vernachlässigt wird, ist schon halb erobert.

Des andern Tages besuchte ich wieder die Herzogin **, fand aber meine neue Göttin nicht bei ihr; sie wollte gerade in Gesellschaft gehen, und ich begab mich daher zu Madame Michelin. Diese lächelte, als sie mich sah, aber ich fand sie außerordentlich verändert; ihre blühende Farbe war ver-

schwunden, und der brave Michelin, welcher dazu kam, theilte mir seinen Kummer über die abnehmende Gesundheit seiner Frau mit. „Ueber meine Geschäfte hätte ich wohl,“ sagte er zu mir, „keine Ursache zu klagen, es glückt mir Alles, was ich unternehme; aber meine Frau muß einen geheimen Kummer haben, denn so viel Mühe ich mir auch gebe, ihren Wünschen zuvor zu kommen, so vermag ich doch nicht, die Traurigkeit zu verbannen, die sich ihrer bemächtigt hat.“ Sie hingegen suchte uns zu trösten, und sagte in dem rührendsten Tone, sie habe keinen Kummer auf dem Herzen. Der gute Mann ließ uns allein. Ich fragte sogleich Madame Michelin, warum sich ihr Mann denn so sehr über ihre Traurigkeit beklage? „Und das können sie mich noch fragen, Herr Herzog?“ antwortete sie mir; „Sie wissen ja alles, was vorgegangen ist. Zwar darf und will ich Ihnen keine Vorwürfe machen; aber Sie sind Schuld an meinen Vergehungen; Ihr Betragen gegen mich hat mich bewogen sie abzubüßen; mein Antheil am Uebel ist viel größer, als mein Antheil am Vergnügen war.“

Hier hielt sie inne; und nach einem Seufzer fragte sie mich nach meinen neuen Zerstreuungen. Ich blieb einige Zeit bei ihr, und ward gewahr, daß sie sich viele Mühe gab heiter zu sein. Sie sprach indessen viel von Tugend, Religion und Züchtigungen des Himmels; und als sie sah, daß ich über ihre Predigt lachte, sagte sie mir: ich würde noch in meiner Unbußfertigkeit hinsterben. Madame Renaud kam auch dazu. Ich dachte mich an ihrer derben Munterkeit wieder zu erholen, aber ich fand eine Frau, die von dem Zustande ihrer Freundin ganz durchdrungen war; sie fing an zu wei-

nen, als jene uns ihr nahe bevorstehendes Ende so gelassen ankündigte. Diese Weissagung nahm ich, wie man leicht denken kann, für Chimäre, und suchte die Vorstellungen vom Tode, die mich nicht unterhalten konnten, zu zerstreuen. Da ich aber sah, daß alle meine Bemühungen vergebens waren, ging ich fort. Schon seit langer Zeit war ich dieser beiden Liebschaften überdrüssig. Diese Gewissensbisse, diese verdoppelte Frömmigkeit, diese Traurigkeit, kurz Alles bestärkte mich in meinem Vorsatze, nicht weiter an sie zu denken; ich verschwor es wieder zu kommen, und mich bei diesen beiden Weibern, welche ich doch nicht mehr liebte, lebendig zu begraben. Und gleich wie Merkur auf einige Zeit die Gestalt des Sosias annahm, sich alsdann zum Olymp begab, und durch Ambrosia wieder entmenschlichte; so hoffte auch ich mich in der Sphäre der himmlischen Prinzessin von *** von jenen beiden bürgerlichen Verbindungen wieder zu läutern.

An eben diesem Tage verbreitete sich das Gerücht in Paris, daß die Krankheit des Königs überhand nehme, und man Ursache habe, für sein Leben besorgt zu sein. Ich begab mich nach Versailles, wo man mir versicherte, daß er höchstens nur noch zwei oder drei Tage zu leben hätte. Keiner von denen, die dem Herzog von Orleans den Hof machten, war mehr um ihn. Man stellte sich auf die Seite der werdenden Gewalt, und dieser große König sah sich von Dienern, welche ihm Alles zu verdanken hatten, verlassen. Selbst Frau von Maintenon hatte sich schon nach Saint-Cyr in die Einsamkeit begeben, und Vater Le Tellir war von seinem Kranken gewichen, um in Paris Cabalen zu spielen. Nur einige alte Offiziere bezeigten ihren Kummer, den König in

einem so beklagenswürdigen Zustande zu finden; viele andere aber konnten es nicht erwarten ihn am Ziele seiner Laufbahn zu sehen.

Endlich kam dieser Augenblick; das Gerücht von seinem Tode lief bald in Paris herum, und ward daselbst mit Vergnügen aufgenommen. Besonders ging der gemeine Mann in der Ausgelassenheit seiner schändlichen Freude so weit, daß er laut sagte, er sei nun von der größten Landplage befreit. Er tanzte und sang die plumpsten Spottlieder auf den Souverain. Die Gährung war so allgemein, daß der Polizei-Lieutenant, Herr von Argenson, erklärte: er könne nicht für das Volk stehen, wenn die Leiche durch Paris käme.

Den Freunden des Herzogs von Orleans war dieser Haß des Volkes gegen Ludwig den XIV. sehr recht. Sie sahen wohl ein, daß man den letzten Willen eines so wenig geliebten Fürsten, nicht ehren, und folglich der Herzog von Orleans sich aller der Rechte wieder bemächtigen würde, in welchen der König ihn so sehr beschränkt hatte. Rechtschaffene Leute aber ärgerten sich darüber, daß das Volk die glänzenden Thaten dieses großen Königs vergaß, und sich mit Ausgelassenheit der unverzeihlichsten Freude überließ.

Ich will gern zugeben, daß das Ende der Regierung Ludwigs XIV. sehr unglücklich war; aber dies rührte von den Ministern her, die nicht die gehörige Kraft hatten, dem Kriegs-Departement vorzustehen; vielleicht kam es auch davon her, daß der König aus Frömmelei die Stellen im Kriegsrathe mit Frömmlingen besetzte, die man mit Zurücksetzung derer wählte, welche mehr Talente dazu besaßen. Die Widerrufung des Edikts von Nantes, seit den dreißig Jahren

wo es unterzeichnet war, hatte vielleicht auch das Unglück, worunter Frankreich damals seufzte, durch die Vertreibung so vieler tausender reicher Bürger bewirkt. Ich will ihn ganz und gar nicht entschuldigen; aber so viel bleibt doch wahr, ein König ist Herr in seinem Reiche. Die katholische Religion ist darin die herrschende; und Ludwig XIV. hatte das Recht einen allgemeinen gleichen Gottesdienst vorzuschreiben. Vielleicht war die Staatsklugheit wenig zu Rathe gezogen, als man die Protestanten aus dem Königreiche jagte; aber Ludwig XIV. hatte die Macht zu verlangen, daß seine Unterthanen alle durch einen Glauben vereinigt sein sollten. Ohne Zweifel hätte er besser gethan, Gewissensfreiheit zu geben; aber man muß bedenken, daß er von Priestern umgeben war, die größtentheils unduldsam sind, und daß diese Widerrufung viel mehr ihr, als sein Werk war. Man gab ihm auch noch Schuld, daß er, aus Ehrgeiz seinen Enkel, den Herzog von Anjou auf den Thron zu setzen, einen blutigen Krieg veranlaßt hätte. Welchem König aber wird es nicht lieb sein, seinem Sohn eine Krone zu verschaffen und die Königreiche in seiner Familie zu vermehren. Konnte er, ohne sich Schande zuzuziehen, auf das Testament Carls II., welches dem Herzoge von Anjou die Krone bestimmte, Verzicht thun? Es ist wahr, der Krieg kostet viel Blut; aber noch ein Mal, die Wahl der Minister und der mehrsten Generale war Schuld daran. Was war der Zweck, als er die Waffen ergriff? seinem Enkel die Krone zu versichern. Hat er ihn denn nicht erreicht? und regiert nicht, trotz der Unglücksfälle und Demüthigungen, dieser jüngere Zweig der Bourbonen noch in Spanien?

Dieses immer übertreibende Volk, das sich so unanständig in seiner Freude über den Tod des größten seiner Beherrscher bezeigte, weil es nur den gegenwärtigen Augenblick sah, vergaß muthwillig Alles, was er geleistet hatte. Es erinnerte sich nicht mehr der Eroberung der Franche-Comté, eines Theiles von Flandern, welcher die Kron-Güter vermehrt, der vielen Siege, welche seine Regierung verherrlicht hatten, und konnte es ihm gleich zu große Liebe zum Kriege vorwerfen, so mußte es doch auch wenigstens wieder zugeben, daß eben diese Liebe einen Türenne, Condé, Luxembourg, Catinat, Créqui, Bufflers, Vandôme, Villars, Generale, deren Ruhm nie sterben wird, gebildet hat. Welches Volk hat größere Seehelden aufzuweisen, als Duquesne, Duguay-Trouin, Tourville und Jean-Bart waren? Welche Minister können es mit einem Colbert und Luvois aufnehmen? Trat nicht mit unglaublicher Schnelligkeit ein großer Kopf nach dem andern auf? Pourdalur, Bossuet, Massilon waren eine Zierde des Predigtstuhles. Vauban befestigte die Städte. Perauld und Mansard errichteten Paläste. Pujet, Gicardon, le Poussin, le Sunur, le Prün schmückten sie mit Gemälden aus. Le Notre ging ihnen zur Seite in der Kunst Gärten anzulegen. Eben so fruchtbar war dieses ewig merkwürdige Jahrhundert an schönen Geistern: Corneille, Moliere, Racine, la Fontaine, Boileau, Fenelon, lauter unsterbliche Schriftsteller, werden ewig von dem Glanze desselben zeugen. Die Denkmäler, die man noch zur Ehre dieser Regierung anführen könnte, werden vergehen: Versailles, das Invalidenhaus, Trianon, Marli werden nicht mehr sein, wenn

die Werke dieser großen Männer es noch der Nachwelt sagen, daß einst ein Ludwig XIV. war.

Noch kann ich nicht ohne Unwillen an die Unbeständigkeiten denken, welche das Volk an dem Tage beging, wo die Leiche des Monarchen durch Paris geführt ward; der Tod des verhaßtesten Tyrannen könnte nicht mehr Vergnügen gemacht haben. Man gab ihm die Schuld aller Unglücksfälle, man sah seinen Tod als eine Wohlthat des Himmels an. Einige unglückliche Jahre hatten Alles zerstört, sein ehemaliger Ruhm war dahin; das Volk fluchte seinem Andenken und beschimpfte gröblich den Sarg eines Königs, der Frankreich ewig Ehre machen wird, und den man nicht ohne Besorgniß in der Gruft seiner Väter beisetzen konnte.

Frau von Maintenon verließ nach dem Tode des Königs Saint-Cyr nicht wieder. Da sie alt und lauter Frömmigkeit war, besuchte ich sie sehr selten. Man hatte mich gewöhnt, sie als meine zweite Mutter anzusehen. Der König hätte zu einer Gesellschafterin keine bessere Wahl treffen können; es war eine gefällige und gescheidte Frau, deren Unterhaltung Vergnügen gewährte. Bei ihr fand er Theilnahme und Zuvorkommenheiten, Eigenschaften, die eine Frau, welche sanft ist und sich beeifert zu gefallen, immer theuer machen. Kein Tag verging, wo er sie nicht besuchte; es war ihm zum Bedürfniß geworden, und er ging zu ihr, um ihr den häuslichen Kummer, der ihn am Ende seiner Laufbahn verzehrte, zu klagen.

Ein Vorwurf, den man der Frau von Maintenon mit Recht machen kann, ist, daß sie dem Könige eine kleingeisterische Gewissenhaftigkeit einflößte, die den Priestern zu viele Ge-

walt über ihn verschaffte. Sie glaubte ohne Zweifel aus voller Ueberzeugung, daß Ludwig XIV. selig werden würde, wenn er seine Andachtsübungen vermehrte. Es ist aber gewiß, daß er von der Zeit an, wo er fromm ward, die Selbstständigkeit und den festen Muth verlor, welche er so oft gezeigt hatte. Er gab sich mit Kleinigkeiten ab, die unter der Würde eines Königs sind; er schickte zum Beispiel denen, wovon das Gerücht sagte, daß sie etwas ausschweiften, den Befehl zu: hübsch einträchtig mit ihrer Gattin zu leben. Im Privatleben thut die Frömmelei wenig Schaden; beherrscht sie aber einen Monarchen, so kann sie machen, daß die Geschäfte schlecht betrieben werden oder Verfolgungen entstehen. Die Absichten der Frau von Maintenon waren sicher gut; ihre Handlungen konnten auch lauter und rein sein; aber sie hatten nicht immer einen glücklichen Erfolg.

Um nicht Zeuge eines Schauspieles zu sein, das mir mißfiel, verließ ich Paris. Ich hatte erfahren, daß meine theure Prinzessin von * * * bei der Marschallin von Villars auf dem Lande war; und von der Liebe angespornt, machte ich mich auch bald auf den Weg dahin. Man muß wissen, die Marschallin zeigte viel Freundschaft für mich und fand mich ein Mal über das andere allerliebst. Sie verhehlte mir das Vergnügen nicht, das sie fühlte, mich bei sich zu sehen, und ich beschloß ihr Wohlwollen zu benutzen.

Die Prinzessin von * * * war, wie ich wußte, weitläufig mit ihr verwandt und besuchte sie sehr oft; ich nahm mir demnach vor, der Marschallin den Hof zu machen, um Gelegenheit zu bekommen, meine liebe Prinzessin nach Gefallen zu sehen. Jung war die Marschallin nicht mehr, aber immer

noch liebenswürdig, und man konnte ihr schon noch einige Augenblicke widmen.

Sie war erstaunt und erfreut mich zu sehen. Meinen Besuch schrieb ich weislich der Begierde zu, ihr meine Aufwartung zu machen; und sie konnte mich nicht genug loben, daß ich sie so überrascht hätte. Die Prinzessin von * * * ließ sich nicht eher als bei der Mittagstafel sehen; sie war schon völlig angekleidet; als sie mich sah, erröthete sie und ihre Farbe gewann dadurch noch mehr Lebendigkeit. Aus diesem Anfange schöpfte ich gute Vorbedeutung, und lauerte nur auf den Augenblick, wo ich mit ihr allein sein könnte.

Es währte einige Zeit, eh' er erschien; endlich aber ging sie allein in den Garten und schlug eine Allee ein, die seitwärts vom Schlosse abführte. Ungesäumt eilte ich ihr nach. Anfangs betraf die Unterhaltung gleichgültige Gegenstände; aber bald hernach gestand ich ihr meine Liebe. Sie nahm die Erklärung ohne Unwillen auf. Die Marschallin, welche beständig so viel Gutes von mir sprach, hatte ihr Herz schon im voraus zu meinem Vortheile gestimmt, und ich vermuthete, daß, wenn ich mir einige Mühe geben wollte, sie nicht sehr grausam sein würde. Aber ich irrte mich ein wenig. Denn war gleich die Prinzessin von * * * so gefällig gewesen, meine Wünsche anzuhören, hatte sie sich gleich im ersten Augenblicke ganz dem Vergnügen überlassen, daß sie empfand in meiner Gesellschaft zu sein, so gab ihr doch die Ueberlegung, als sie sich wieder allein befand, Waffen in die Hände, mir Widerstand zu leisten.

Am folgenden Tage hatte ich wieder Gelegenheit mit ihr allein zu reden; ihre Aufrichtigkeit, ihr freimüthiges Wesen,

Alles vergötterte sie in meinen Augen; allein sie mochte keinen Gebrauch von diesen Waffen machen und hielt es für besser, einen Mann, der ihr gefährlich schien, von sich entfernt zu halten. Zu meinem größten Schmerze erfuhr ich noch an eben diesem Abende, daß sie wieder nach Paris zurückgegangen sei.

Die ganze Nacht konnte ich kein Auge zuthun; die Aufwallung, worin ich über diese Flucht gerieth, war zu groß, um mich schlafen zu lassen. Ich verwünschte und verfluchte diese Abreise, welche alle Uebrigen gleich mir in Verwunderung gesetzt hatte, und mein erster Gedanke war nach Paris zurück zu kehren. Indessen hielt mich doch die Achtung zurück, die ich der Marschallin schuldig war, denn ich konnte nun nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln; der Abend meiner Ankunft hatte mich schon davon überzeugt, und da ich es mit ihr durchaus nicht verderben durfte, weil die Gelegenheit, meine Prinzessin von * * * zu sehen, davon abhing, so blieb ich die bei meiner Ankunft versprochenen acht Tage noch da. Aber sie wurden mir zu Jahrhunderten. Endlich ging die Zeit zu Ende; die Marschallin, welche von mir ganz entzückt war, wollte sie verlängern; allein ich schützte so dringende Geschäfte vor, daß sie mich nicht länger zurückhalten konnte.

Meinen ersten Besuch machte ich bei der Herzogin von * *. Das Glück war mir nicht so günstig als die ersten Male; ich fand die Prinzessin nicht daselbst. Die Herzogin war noch immer meine beste Freundin, und ungeachtet ich vor Ungeduld brannte, etwas von der Prinzessin zu hören, so verweilte ich doch sehr gern einige Augenblicke bei ihr. Ich suchte das Gespräch auf ihre Freundin zu bringen, und er-

fuhr von ihr, sie wäre des Lebens in Paris überdrüssig und hätte ihren Gemahl ersucht, eine Zeit lang mit ihr auf ein Gut, welches sie in Anjou hatte, zu ziehen. Dieses Vorhaben machte mich ganz bestürzt, als ich aber hörte, daß der Herr Gemahl keine Lust hätte, Paris zu verlassen, beruhigte ich mich gleich wieder. Sie sagte mir auch noch, die Prinzessin von * * * würde bei ihr zu Abend speisen; und ich nahm ihre Einladung da zu bleiben, wie man leicht denken kann, gern an.

Meine Gegenwart machte wieder eben denselben Eindruck auf sie; sie erröthete, als sie mich sah; die Unterhaltung war sehr munter, und das Verlangen zu gefallen, spornte mich an, alle Mittel aufzubieten, ihr liebenswürdig zu erscheinen. Es glückte mir sehr gut; ich zog die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf mich, und sah, daß die Prinzessin sich innig über die Lobeserhebungen freute, welche mir gemacht wurden. Man theilt den Ruhm mit dem, welchen man liebt. Selbst die Herzogin von * * schien vor Vergnügen berauscht zu sein. und ich bin gewiß, wäre ich mit ihr allein gewesen, die Liebe hätte die schönen Pläne von platonischer Freundschaft alle vereitelt.

Ich ergriff im Scherze die Hand der Prinzessin von * * * und raubte ihr einen kleinen Ring, welchen sie trug. Anfangs war sie etwas ernst darüber; bald aber sah ich Nachsicht auf ihrem Gesichte. Ich drückte ihr die Hand, bediente mich aller kleinen Mittel der Liebe, und sie ließ es Alles hingehen. Nun bat ich sie leise um die Erlaubniß sie zu besuchen. Sie schwieg; ich nahm dies für Erlaubniß und bediente mich derselben gleich am nächsten Tage.

Die Marschallin von Villars schrieb mir, ich möchte mich — so günstig war mir mein Stern — zu der Prinzessin von *** verfügen, an die sie gleichsam geschrieben hätte, um sie wieder zu einem Besuche bei ihr auf dem Lande zu bewegen, und ertheilte mir den Auftrag sie zu begleiten. Man kann sich denken wie angenehm mir dieser Auftrag war. Ich fand den Prinzen von *** bei seiner Gemahlin im Zimmer; er war nach seiner täglichen Gewohnheit da, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Drei bis vier Mal umarmte er sie in meiner Gegenwart, und sagte zu mir: „das ist meine Hortense, sie ist mein Alles.“ Aber seine Miene war so kalt, daß sie schlechterdings nicht zu seinen Worten paßte. Die Langeweile sprach aus seinem Gesichte und allen seinen Handlungen; bei einem vortheilhaften Wuchse und schönem Ebenmaaße der Glieder, besaß er doch die Geschmeidigkeit nicht, welche er hätte haben sollen; seine milzsüchtige, menschenfeindliche und unerklärbare Moral hatte Einfluß auf seinen ganzen Körper.

Ich überreichte ihm den Brief der Marschallin, und alsbald rief er aus: „Das ist vortrefflich! Sie müssen hingehen. Sie wünschten, meine liebe Kleine, auf's Land zu gehen, und da zeigt sich auf einmal eine Gelegenheit, die Sie benutzen müssen; das ist mein Rath.“ — Es war auch der meinige, und der Prinz von ***, welcher seine Besuche gern kurz machte, überließ es uns, den Tag der Abreise festzusetzen.

Ich bezeigte der Prinzessin von *** das größte Verlangen, sie zur Marschallin zu begleiten; aber sie war sehr zurückhaltend und sagte zu mir: sie wisse noch nicht, ob sie von dieser Einladung so bald Gebrauch machen werde. Mit

unendlicher Vorsicht wußte sie auch dem unbedeutendsten Worte auszuweichen, welches die Unterhaltung auf das Kapitel der Liebe bringen konnte. Zwar ließ ich ihren Ring, der jetzt an meinem Finger steckte, ihr unter die Augen spielen; aber sie sagte nichts darüber, und ich hatte nur noch sehr flüchtig von meiner Liebe zu ihr reden können, als sie einen neuen Besuch erhielt.

Acht Tage hinter einander kam ich zur Herzogin von **, ohne je meine Prinzessin bei ihr anzutreffen. Die Herzogin von ** schien mit diesen fleißigen Besuchen sehr zufrieden zu sein; allein so vergnügt sie war, so wenig konnte ich es sein. Mehr als ein Mal war ich in dem Hause der Prinzessin von *** gewesen, und hatte immer den Bescheid erhalten, daß sie nicht zu Hause wäre. Nun sah ich wohl, daß sie mich floh; aber ich schloß auch daraus, daß ich geliebt ward, und nur den günstigen Augenblick des Sieges, der mir nicht lange mehr streitig gemacht werden konnte, geduldig abzuwarten brauchte.

Die Herzogin **, die mir schon manchen Dienst, ohne es zu wissen, erwiesen hatte, war mir auch dieses Mal behülflich. Des längern vergeblichen Wartens ihre Freundin bei sich zu sehen, überdrüssig, ging sie selbst zu ihr und nahm sie, ohne Entschuldigung von ihr anzuhören, mit sich zum Abendessen. Mir war es zur Gewohnheit geworden des Abends zur Herzogin von ** zu gehen, und ich ward ganz angenehm überrascht, als ich diejenige daselbst antraf, welche ich schon so lange vergebens aufsuchte. Wir waren nur unserer Drei. Die Herzogin von **, gerade sehr weichherzig gestimmt, gestand ihrer Freundin, daß sie um ihren Kum-

mer wisse. Wir beklagten sie beide; vergebens wollte sie es uns einige Zeit lang durchaus abläugnen; endlich aber bestätigte sie, was Frau von Luynes uns schon erzählt hatte.

Man kann sich nicht vorstellen, welch' ein Vergnügen es mir gewährte, eine Frau, welche ich liebte, mit Erröthen die umständliche Geschichte ihres ehelichen Lebens erzählen zu hören. Wenn sie inne hielt, ward sie von der Herzogin von ** wieder aufgemuntert, die angefangene Erzählung fortzusetzen. Sie liebte, wie ich sah noch immer ihren Mann; aber seine Aufführuug mußte nothwendig ihren Fall nach sich ziehen. Ich betrachtete sie und war überzeugt, daß Alles was ich sah und was ich nicht sah, bald in meinen Händen sein würde. Mir waren die Weiber zu gut bekannt um nicht zu wissen, daß man Alles von ihnen erwarten darf, wenn man gewandt genug ist zwei Leidenschaften zu benutzen, welche sie beseelen: die Rache und den Hang zum Vergnügen.

Als ich nur erst der Vertraute der Prinzessin von *** geworden war, so ward auch gleich der Posten, welcher mir den Eingang zu ihr verwehrt hatte, weggenommen. Ich besuchte sie oft, und beklagte sie von ganzem Herzen, daß sie keinen Mann hätte, der ihre Verdienste besser zu schätzen wüßte. Wenn meine Frau ihr ähnlich gewesen wäre, sagte ich zu ihr, so würde ich bei den Rechten auf sie mich glücklich geschätzt, und weit entfernt sie zu vernachlässigen, sehr hingerissen gefühlt haben, mich derselben zu bedienen. Eine Gemahlin wie sie, versicherte ich ihr, würde ich herzlich geliebt haben, das Glück wäre mir nur nicht so günstig gewesen, sie mir damals zu zeigen als wir beide noch frei waren.

Ich sprach wie ich dachte, und wenn man lebhaft fühlt was man sagt, so ist man beinahe immer beredt.

Die Unterredung drang in das Herz der Prinzessin von***; sie verschwieg mir noch, daß sie mich liebte, aber ihre Blicke waren unvorsichtiger: ich las in ihnen mein Glück und die Freuden, welche mich erwarteten.

Die Marschallin von Villars war in Paris gewesen, und hatte die Prinzessin von *** wieder mit sich genommen. Mir hatte sie sagen lassen ich sollte sie besuchen, und ich hatte es ihr versprechen müssen. Nur gezwungen hatte ich es versprochen, weil ich nicht wußte ob die Prinzessin auch von der Gesellschaft sein würde; als ich aber erfuhr, daß dies der Fall sei, machte ich mich so bald als möglich auf den Weg.

Den Abend vor meiner Abreise sah ich den guten Michelin nahe bei meinem Wagen vorbei gehen. Er war in tiefer Trauer. Ohne es zu wollen, zog ich an der Schnur und ließ halten. Mit einer Erschütterung die mir tief zum Herzen drang, erfuhr ich, daß seine Frau schon vor zwei Tagen begraben wäre. Der Mann vergoß während der Erzählung einen Strom von Thränen. Ich war gerührt, und fühlte wider meine Gewohnheit auch meine Thränen fließen. Da ich den Ort zum Erzählen nicht sehr bequem fand, so fragte ich ihn, ob er einen Augenblick Zeit hätte mit mir zu kommen, und ließ ihn in meinen Wagen steigen. Wir waren bald zu Hause, und hier brach der gute Handelsmann in ein noch viel heftigeres Schluchzen aus. Als der heftige Schmerz vorüber war, sagte er mir, er habe die klügste und würdigste Frau verloren, und ich wisse wohl, daß er mich, als ich zu ihm gekommen wäre, auf den Kummer seiner Frau aufmerk-

sam gemacht habe. Seit der Zeit, setzte er hinzu, hätte derselbe immer mehr überhand genommen, und alle seine Bemühungen sie zu zerstreuen wären vergebens gewesen. „Sehen Sie, Herr Herzog, was es mit uns Menschen ist,“ fuhr er fort, „und wie die Krankheit uns um allen Verstand bringt! Die arme Frau, die Sanftmuth und die Tugend selbst, bat mich in den letzten Augenblicken ihres Lebens um Verzeihung, nicht anders als wenn sie mich beleidigt hätte!“ Seine Einfalt hätte mich lachen machen können, wenn ich nicht so erschüttert gewesen wäre; aber ich war wirklich gerührt und ganz von dem Tode der armen Michelin durchdrungen. Ich befürchtete sehr der Urheber desselben zu sein, und fühlte innerliche Vorwürfe, die mich ganz niederschlugen.

Um sie zu zerstreuen, erzählte er ferner, hätte er sie nach Saint-Cloud gebracht. Bei der Rückkehr aber wäre sie, in Ermangelung eines Wagens, einen Theil des Weges zu Fuße gegangen, und hätte sich dabei erst gewaltig erhitzt, dann wieder erkältet, wodurch sie bettlägerig geworden wäre. „Sie muß etwas auf ihrem Herzen gehabt haben,“ setzte er noch hinzu, was ihre Gesundheit seit einiger Zeit untergraben hat; ich bin aber nicht im Stande gewesen es von ihr heraus zu bringen.“ Er verlor sich ganz im Nachsinnen die Ursache des Kummers seiner Frau zu erforschen, eine Ursache, welche ich sehr leicht errieth.

An eben dem Abend erhielt ich auch noch einen Brief von Madame Renaud, worin sie mir den Tod ihrer Freundin meldete. Der Sonderbarkeit wegen will ich ihn hier abschreiben.

„Herr Herzog!"

„Eine brave Frau, welche keinen andern Fehler begangen hat, gleich wie auch die, welche Ihnen schreibt, als daß sie Ihnen zu sehr geliebt haben, ist vorgestern in meinen Armen gestorben. Ihre Aufführung gegen sie hat sie bewogen, sich selbst ein Fegefeuer noch in dieser Welt zuzubereiten, so glaube ich auch fest, daß die arme selige Frau im Paradiese ist, wo sie mir auch versprechen gethan, Gott für Ihnen und mich zu bitten; denn Sie müssen wissen, daß sie unter den Thränen, welche sie über die Sünden vergoß, wozu Sie sie verführt haben, doch noch immer an Ihnen dachte. Sie hat mir aufgetragen ihnen zu schreiben, daß Sie sich bekehren sollen, weil Sie nicht nur ihre eigenen Sünden abzubüßen hätten, sondern auch noch die Sünden anderer Leute. So hat Sie mir auch gesagt, daß sie Ihnen vergiebt, und so werden Sie so viel weniger auf ihren Gewissen haben. Ich bin so auser mir geweßen, daß ich Ihnen das nicht eher habe melden können, was mir Madame Michelin in ihren letzten Willen an Ihnen aufgetragen hat. Sie ist den schönsten Tod geschtorben, den man nur sehen kann; und wäre sie dabei zugegen gewesen, das Herz wäre Ihnen für die Füsse gefalen. Sie bat alle um Vergebung. Als wir allein waren, sprach sie beständig von Sie, und beweinte ihre Schwachheit, welche auch die meinige ist. Sie hat mirsch auch auf die Seele gepunden Ihnen zu sagen, daß Sie in sich kehren sollen, weil es bald um uns Menschen geschehen ist, wie Sie an ihr sehen, heute an mir, morgen an Dir. Ich habe ihr auch versprechen müssen, Ihnen nicht wieder zu sehen, um mein Heil nicht zu ver-

scherzen, wenn Sie aber gescheidt sein wollen, so soll mir dieses nicht verhindern, Ihnen zu einem Frühstücke einzuladen, damit wir von dieser guten Freundinn mit einander plaudern können, die wie eine Hailige gestorben ist."

Ich befand mich nicht in der Laune, ihren Vorschlag anzunehmen, und schrieb ihr wieder, daß es mir zu Folge der Nachricht, welche ich so eben von ihr erhalten hätte, unendlich leid thäte nicht in ein Haus zurück kehren zu können, wo mich alles an die Vergangenheit erinnern müßte; ich bat sie Madame Michelin Wort zu halten und den letzten Willen ihrer Freundin zu erfüllen.

Diesen Abend brachte ich sehr traurig zu; aber ich wußte schon, daß es nicht klug ist, sich in seinem Schmerz zu vertiefen, und ging zur Herzogin von **, wo ich Gontault antraf. Man sprach von nichts als von der Reise der Prinzessin von ***; und das Vergnügen von ihr reden zu hören, verschaffte mir meine gute Laune wieder.

Die Herzogin von ** zog Gontault sehr mit der Theilnahme auf, welche er für seine Freundin bezeigte; er verhehlte es nicht, gab zu: daß er sehr verliebt in sie sei, und Alles in der Welt darum geben könnte ihr zu gefallen. Mich verlangte zu wissen, ob er schon weit bei ihr gekommen wäre; aber seine Erzählung bewies mir, daß er kein Gehör fand. Dieses kitzelte meine Eigenliebe; man ist schon froh wenn man nur seine Nebenbuhler klagen hört.

Man empfing mich auf dem Lande wie ich es mir versprochen hatte, das heißt sehr gütig; die Marschallin war ausgelassen lustig. Die Prinzessin von *** zeigte eine sanfte Freude. Die Erstere sagte mir leise beim Abendessen: ich

möchte mich nicht eher niederlegen, als bis ich vorher auf ihr Zimmer gekommen wäre und ein paar Minuten mit ihr verplaudert hätte. Aeußerlich stellte ich mich sehr eifrig ihr zu gehorchen, im Grunde des Herzens aber war ich ärgerlich über diesen Zwang, weil ich mir vorgenommen hatte der Prinzessin einen Besuch abzustatten.

Den andern Morgen ward ich dafür entschädigt: ich sah sie ausgehen, einen Spaziergang nach einem reizenden Hölzchen zu machen, und die Liebe leitete sehr schnell meine Schritte auch dahin; sie hörte hinter sich gehen, und stand still als sie mich sah. Ich faßte sie bei der Hand und küßte dieselbe. Ich bezeigte ihr meine Freude sie wieder zu sehen, und sie war so aufrichtig mir die ihrige nicht zu verhehlen. Es verging uns eine Stunde auf das angenehmste im Gespräch über die Liebe; ihre Augen füllten sich mit so kostbaren Thränen, als sie die Wollust nur vergießen kann; wir sprachen von ihrem Gemahl, und indem ich sie mit aller Inbrunst der Liebe ansah, versicherte ich ihr, es wäre mir unbegreiflich wie er sie vernachlässigen könnte. „Möchte er doch nur mit meinen Augen sehen," rief ich aus! Die Prinzessin von *** ward nun ganz offenherzig gegen mich. Sie schilderte mir ihres Gemahles Betragen von seiner geheimsten Seite und vertraute mir seine eheliche Enthaltsamkeit gegen sie. Unter anderm erzählte sie mir, daß sie eines Abends, wo sie es müde gewesen wäre ihren Gemahl zwei Tage hinter einander seufzen zu hören, und er trauriger als je gewesen sei, den Muth gefaßt hätte ihn zu fragen: was ihm fehle? Da ihr aber keine Antwort zu Theil geworden wäre, so hätte sie ihm gesagt, er liebe sie nicht mehr. Dieses hätte den Prinzen

von * * * aus seinem Seelenschlummer gerissen. „Ich meine Hortense nicht mehr lieben! o Himmel! kann sie das von mir glauben?“ rief er aus! „wie unglücklich bin ich doch! Es ist um mich geschehen, meine Ruhe ist dahin! Sie ist unglücklich durch mich, ich weiß es; nie werde ich mich darüber zu trösten wissen.“ Die Prinzessin von * * * sah sich genöthigt ihn von der Angst, die er empfand, zu befreien, und ihm zu versichern, es wäre nur Scherz. Sie warf sich in seine Arme und hoffte, daß die Entwicklung dieser Scene glücklich für sie ausfallen sollte; allein er ließ es bei einigen Küssen bewenden, und entfernte sich eben so kalt als sonst, ohne ihr Glück zu krönen.

Man kann sich leicht den Zustand vorstellen, worin sich eine Gattin in einem solchen Augenblicke befinden muß. Besäße man die Gabe, solche günstige Augenblicke zu errathen, die Anzahl der besiegten Weiber müßte weit größer sein. Aus der Erzählung der Prinzessin von * * * sah ich, wie sanft und lenksam ihr Charakter war. Ich brannte vor Verlangen, an die Stelle dieses seltenen Ehemanns zu treten, und hoffte ihr einen so großen Unterschied zwischen mir und ihm zu zeigen, daß sie darüber erstaunen sollte. Wir trennten uns gegenseitig sehr zufrieden, und sie bat mich, ihr keinen merklichen Vorzug vor Andern zu geben, um allen Argwohn zu vermeiden.

Die Marschallin hatte es schon zur Gewohnheit gemacht, daß ich alle Abende zu ihr kommen und mit ihr plaudern mußte; ich wußte nicht wie ich es anfangen sollte auszuweichen. Es war kein anderes Mittel da als mich krank zu stellen. Allein mich schreckte nur die Diät ab, welche ich beobachten mußte, Andere zu überreden, daß ich krank sei. Ich

sagte meinem Kammerdiener, ich wäre meiner Gesundheit wegen genöthigt, auf ein oder zwei Tage ruhig auf meinem Zimmer zu bleiben, und er müßte mir zu essen verschaffen, ohne daß es Jemand gewahr würde. Er that, was ich ihm befahl.

Am andern Morgen breitete mein Kammerdiener im ganzen Schlosse aus, daß ich eine abscheuliche Nacht gehabt hätte, und sehr krank wäre. Alles gerieth sogleich in Bestürzung. Die Marschallin kam zuerst zu mir, ihre Besorgnisse waren mir zuwider, sie brachte ihren Wundarzt mit Ich klagte über einen abscheulichen Magenschmerz; der Aeskulap fand, daß ich kein Fieber hatte, und verordnete mir schmerzstillende Mittel. Um meine Rolle desto besser zu spielen, krümmte und wand ich mich; man erstaunte, mich nicht mehr verändert zu finden; die Marschallin aber, welche mich schon für todt hielt, sagte, die Krankheit hätte noch nicht Zeit gehabt, meine Züge zu verändern. Sie wollte mir selbst einen Trank, der eben fertig geworden war, eingeben. Vergebens sträubte ich mich; wollte ich sie nicht weinen sehen, wollte ich den Bitten ein Ende machen, so mußte ich nachgeben, und ich schluckte mit großem Widerwillen das Gesöff, dessen ich so wenig bedurfte, hinunter.

Als diejenige hereinkam, um derentwillen ich diese Komödie spielte, hätte ich die gegenwärtigen Damen gern ersucht, mich zu verlassen. Ich nahm mich aber wohl in Acht, mein Verlangen allein zu sein, merken zu lassen. Sie kam mit der Miene der zärtlichsten Unruhe an mein Bett, faßte mich bei der Hand und drückte sie; sie heftete ihre Blicke auf mich; und niemals habe ich etwas Beredteres gesehen! Es

war ein köstlicher Augenblick für mich; und ich glaube, wenn ich wirklich krank gewesen wäre, hätte er mir die Gesundheit wieder geben können.

Endlich sagte die Marschallin selbst, man müsse mich verlassen, die Menge Zuschauer würde mir lästig fallen, und das nothwendigste für mich sei die Ruhe.

Der Prinzessin von *** sah ich es an, daß sie sich mehr von mir los riß als entfernte; auf ihrem Gesichte war die Bewegung ihrer Seele gemalt. Alles ging fort. Die Marschallin wollte sich allein an meinem Bette niederlassen und behauptete, sie müßte meine Wärterin sein. Das war aber ganz wider meinen Plan, und es kostete mir viele Mühe mich diesem übertriebenen Eifer zu widersetzen. Erst nach vielen inständigen Bitten, und nachdem ich gedroht hatte, aufzustehen, wenn sie länger auf ihrem Vorhaben beharren würde, brachte ich sie endlich dahin sich zu entfernen.

Sobald sie hinaus war, ließ ich alle Arzeneien, so sehr man mir auch sie einzunehmen auf die Seele gebunden hatte, wegschütten. Ich setzte mich zum Schreiben und gab meinem Kammerdiener den Befehl, Niemand als den Wundarzt und die Prinzessin von *** herein zu lassen, und sobald diese herein wäre im Vorzimmer sorgfältig Acht zu geben, und Jedermann zu sagen, daß ich schliefe.

Die Marschallin kam mehrere Male, und da sie nicht hereingelassen ward, so schickte sie den Wundarzt, dem ich es einschärfte, vorzugeben, daß ich der Ruhe höchst benöthigt wäre. Alles, was sich nur auf dem Schlosse befand, kam zu meinem Kammerdiener und erkundigte sich nach meinem

Befinden; nur die Prinzessin von * * * ließ sich nicht sehen, sie hatte bloß geschickt und das war mir nicht genug.

Die Lebensmittel, welche mir mein Kammerdiener verschafft hatte, kamen mir sehr zu statten, denn ich glaube, in meinem Leben bin ich nicht so hungrig gewesen als damals. Das Entbehren macht ein Bedürfniß nur um so lebhafter und dringender. Ich hielt eine treffliche Mahlzeit, die aus keinen Leckereien und in keinem Ueberflusse an Gerichten bestand, der Hunger aber verlieh allem, was ich genoß, den angenehmsten Geschmack.

Gegen Abend kam die Prinzessin selbst zu meinem Kammerdiener, und fragte wie ich mich befände? Sie trug Bedenken herein zu gehen, aus Furcht mich zu stören. Ich hatte ihm gesagt, wie er sich zu verhalten hätte. Er meldete sie an; ich lag auf dem Bette, und gab ihm ein Zeichen, auf das aufmerksamste Wache zu halten. Sie zitterte, und ihre Schüchternheit hatte einen unaussprechlichen Reiz für mich. Die Theilnahme, welche sie mir bezeigte, war so wahr, so köstlich, daß ich die Rolle vergaß, welche ich zu spielen angefangen hatte, und mich dem Vergnügen überließ, das ich empfand. Ihre Gegenwart, sagte ich ihr, hätte die Krankheit gehoben. Ich schloß sie in meine Arme, sie wollte sich los reißen, aber trotz ihrem Sträuben zog ich sie doch auf das Bett. „Wer so ein göttliches Weib vernachlässigen könnte," rief ich aus, „der kannte ihren Werth nicht! Wie schön die Hand!" und zugleich bedeckte ich sie mit Küssen. „Welche Arme! Wer kann sich erwehren, eine so kleine Taille zu umschlingen?" Und indem ich dieses sagte, drückte ich sie mit allem Feuer der Liebe an mein Herz. Das ihre schlug heftig, das meinige

wallte vor Inbrunst, sie schienen sich zu verstehen und dies war das Zeichen zur Schäferstunde. Einige Mal wollte sie schreien, aber mein Mund hielt den ihrigen zu. Ich sagte ihr, der Kammerdiener könne uns hören; und sie, für ihre Ehre besorgt und in den Zauberkreis der Lust gezogen, folgte willig wohin diese sie führte.

Als die Prinzessin von *** wieder zu sich selbst kam, erstaunte sie über die Rüstigkeit, welche ich gezeigt hatte. Sie hielt mich für sehr krank, und doch bewies ihr diese Umarmung, daß ich mich äußerst wohl befand. Ich versicherte ihr, daß meine Krankheit nichts als ein Vorgeben, und Alles, was ich gethan hätte, nur darum geschehen wäre, sie in mein Zimmer zu locken. Nun bat ich um die Erlaubniß, eine Nacht bei ihr zuzubringen. Obgleich wir nur sehr kurze Zeit beisammen gewesen waren, so hatte sie doch so viel wahrgenommen, daß es zwischen ihrem Gemahl und mir einen großen Unterschied gebe; und nach einigen leichten Weigerungen erhielt ich die von ihr erbetene Erlaubniß. Wir verabredeten, daß ich um Mitternacht zwei Mal leise an ihre Zimmerthür klopfen und dies das Zeichen mir aufzumachen sein sollte.

Sobald sie hinaus war, erhielt mein Kammerdiener Befehl, Alle, welche mich besuchen wollten, herein zu lassen; und in weniger als einer Stunde hatte ich fast die ganze Gesellschaft des Schlosses auf meinem Zimmer beisammen. Man fand mich viel besser, und die Marschallin schrieb meine Genesung der Ruhe zu, welche ich genossen hatte. Ich sagte, daß ich noch sehr schwach wäre und zu meiner vollkommenen Wiederherstellung wohl noch einige Tage nöthig haben würde.

Mit Ungeduld erwartete ich nun die Stunde der Zusammenkunft, und begab mich mit großer Sehnsucht dahin. Sobald ich das verabredete Zeichen gab, ward ich eingelassen; und während man mich im Bett glaubte, um durch einen wohlthätigen Schlaf meine Kräfte wieder zu gewinnen, genoß ich die vollkommensten Freuden der Liebe. Meine Geliebte erkannte von neuem den ungeheuren Unterschied zwischen einem Ehemanne, dessen Zärtlichkeit in nichts als Worten besteht. Der Prinz sagte ihr zuweilen, daß sie bezaubernd wäre; aber ich verlor keine Minute dieser Nacht, es ihr zu beweisen. Noch vor Tages Anbruch verließ ich sie und wir schworen uns ewige Treue.

Die Marschallin kam gleich des Morgens selbst, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und da ich blaß war, so sagte sie, man sähe es mir im Gesichte an, wie sehr ich gelitten hätte. Sie bat mich herzlich, ja im Zimmer zu bleiben. Zu meinem Unglücke aber hatte ich keine neuen Lebensmittel erhalten, und verspürte einen Hunger, der mir vor der Diät bange machte.

Mit den andern Damen kam auch die Prinzessin von ***, zu sehen, wie ich mich befände; ich benutzte den Augenblick, wo sie mich allein hören konnte, und gab ihr den Auftrag, mir Mittel zu verschaffen, meine verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. Ich fühlte mich matt und war gewaltig hungrig. Kurz nachdem die Gesellschaft sich verloren hatte, kam sie mit allem was ich brauchte wieder, und dieses leichte Mahl, von den Händen der Schönheit bereitet, schmeckte mir unaussprechlich köstlich.

Den Tag über entzog sie sich meiner Gesellschaft, um mir im Stillen einen Besuch zu machen; ich schlug ihr vor, diese Nacht wieder zusammen zu kommen; sie bedachte sich ein

wenig, allein die Liebe brachte sie bald zu dem Entschluß, mich zu derselben Stunde wie gestern aufzunehmen.

Die Nacht verging eben so süß als die vorige. Die Prinzessin von ***, welche wie jedes andere Weib Sinne hatte, die zuweilen über sie herrschten, fand in einem gewandten Liebhaber alle Veranlassung, sie noch immer mehr zu beleben.

Meine Prinzessin wollte noch an demselben Tage nach Paris abreisen, und ich eilte, um allen Besuchen zuvor zu kommen, in den Saal, und verkündigte der Gesellschaft, daß ich mich viel besser befände, und entschlossen wäre, nach Paris zurück zu kehren, wo vielleicht mein Arzt mich völlig wieder herstellen würde. Die Marschallin wollte sich meiner Abreise widersetzen; da sie mich aber dazu fest entschlossen fand, so sagte sie, ein Kranker müßte wenigstens Gesellschaft haben und die Prinzessin von *** würde sich gewiß nicht weigern, mir einen Platz in ihrem Wagen einzuräumen, statt mich in dem meinigen allein fahren zu lassen.

Ich hätte nicht gewagt, diesen Vorschlag zu thun, aus Furcht Verdacht zu erwecken; allein meine allerliebste Marschallin räumte alle Hindernisse aus dem Wege und erwies mir den ausgezeichnetsten Dienst. Zwar stellte ich mich, als ob ich besorgte, die Prinzessin von *** zu geniren; allein sie antwortete mir, daß kranke Freunde der wahren Freundschaft nie lästig fielen. Die Marschallin, welche hier unumschränkt schaltete, traf die Einrichtung, daß die Kammerjungfer der Prinzessin mit einem Kammerdiener in einem Wagen, und wir, um desto ungenirter zu sein, ganz allein in dem übrigen fahren sollten, diese Einrichtung verschaffte uns einige glückliche Stunden!

Bei meiner Ankunft in Paris fand ich Briefe mit Vorwürfen von Madame Daverne, der ehemaligen Geliebten des Regenten, vor, welche ich aus keiner andern Ursache besucht hatte, als um die Freude zu haben ihn zum Hahnrei zu machen. Ich suchte ein Vergnügen darin, den Frauenzimmern, welche er hatte, den Hof zu machen, und sein Nebenbuhler war mehr als ein Mal glücklich. Dieser Prinz war nicht eifersüchtig, er traf mich beständig auf seiner Fährte an, und ward er auch zuweilen etwas übler Laune, wenn er sich von mir aus dem Sattel gehoben sah, so dauerte dieses doch nicht lange.

Er hatte mich mit der Herzogin von Berry fast auf der That ertappt. Es ist bekannt, daß, ungeachtet er den zärtlichsten Antheil an seinen Töchtern nahm, er dennoch die Augen bei ihren Schwachheiten zudrückte, zufrieden sie mit ihnen zu theilen. Mein Abenteuer mit Mademoiselle von Valois, nachmalige Frau von Modena, fiel einige Zeit nachher vor; doch will ich in der Ordnung der Begebenheiten bleiben.

Mit Mademoiselle von Charolois war ich gespannt, und diese befreite mich wenigstens davon, immer beschlichen zu werden; denn wenn die Eifersucht sie nur ein wenig beherrschte, so konnte ich mich darauf verlassen, daß ich keinen Schritt thun durfte, der nicht von einem Spione begleitet war. Einen derselben prügelte einst einer von meinen Leuten so tüchtig aus, daß er einige Tage nachher starb; und ich war genöthigt an d'Argenson zu schreiben, daß er seine Gemahlin, welche klagen wollte, zu schweigen bereden möchte.

Diese Prinzessin war schön, aber stolz, und ihre Liebe mehr ungestüm als zärtlich; in gewissen Augenblicken schien indeß keine mehr Gefühl zu haben, als sie. Glaubte sie sich ungetheilt geliebt, so wußte sie nicht, wie sie ihrem Geliebten genug gefallen sollte, aber auch der geringste Verdacht erbitterte sie, sie fühlte alsdann gleich, daß sie Prinzessin von Geblüt war, und zeigte ein so gebieterisches Wesen, daß es jeden Andern getäuscht hätte, nur mich nicht. Sie sah auch bald ein, daß es vergeblich sei, und unterließ es, im Zorne ihres Ranges gegen mich zu erwähnen.

Wir hatten oft Streit mit einander; aber wenn ich nur im geringsten zuerst die Hand bot, so waren wir wieder gute Freunde. Es ist unglaublich, was sie für List anwandte, unsere Zusammenkünfte zu Stande zu bringen. Indessen muß ich doch ein Abenteuer erzählen, welches ihr gänzliches Verderben bei ihrer Familie, die ihre Vertraulichkeiten mit mir ungern sah, hätte bereiten können, wenn es ganz wie es sich verhielt bekannt geworden wäre.

Wir sahen uns an Tagen, wo der Mond nicht schien, gewöhnlich in dem Garten des Hôtels de Condé, und sprachen daselbst auf einer abgesonderten Bank (am äußersten Ende des Gartens) mit einander von unserer Liebe. Zuweilen diente uns auch das Zimmer eines Garderobenmädchens der Prinzessin zur Freistadt für die geheimen Unterhaltungen. Da sie sich nicht gern einer dritten Person anvertrauen wollte, so bedienten wir uns selten dieses Mittels, weil man es sehen konnte, wenn sie zu diesem Mädchen ging, was leicht hätte Verdacht erwecken können. Eines Tages, wo sie frei war, bestellte sie mich gerade der Kirche der Minoriten gegenüber

hin, wir hatten uns schon mehrmals des Abends daselbst getroffen, wenn der Mondschein uns aus dem Garten vertrieb. Sie kleidete sich alsdann sehr einfach, setzte einen Hut auf und nahm nur die Kammerjungfer mit, welche beim Ein- und Ausgehen dem Schweizer Bescheid sagte, der dann, weit entfernt, die, welche zu Fuß hinaus ging, für die Prinzessin zu halten, sie als eine Freundin passiren ließ.

Wenn ich aber an dem bestimmten Orte anlangte, verließ die Kammerjungfer sie sogleich, ging zu einer Verwandten in der Nachbarschaft, und kam zur bestimmten Stunde wieder. Ich bediente mich alsdann nicht meines Wagens, sondern nahm eine Miethkutsche; die Prinzessin stieg zu mir ein, und dieser schlechte Wagen verwandelte sich in der Zeit, wo er in Paris herumrollte, für uns in einen Altar der Liebe. Auch an dem Tage, wovon ich erzählen will, machten wir uns dieses Vergnügen; die Prinzessin aber, von dem Rütteln des Wagens, der diesmal weit unsanfter als gewöhnlich ging, ermattet, bekam während des Fahrens ein sehr heftiges Kopfweh und that mir den Vorschlag, auszusteigen und den bis zu den Minoriten noch übrigen Weg zu Fuße zu machen, sie hoffte, es sollte dieses unangenehme Kopfweh vom Gehen und der freien Luft sich wieder verlieren.

Wir befanden uns gerade auf der neuen Brücke. Beim Eingange in die Straße Dauphine kam ein sehr schlecht gekleideter Mensch, eine Art von Handelsmann, nahe an uns heran, und nachdem er den Wuchs der Prinzessin, deren Gesicht zum Theil bedeckt war, betrachtet hatte, rief er aus: „sie ist's, ich habe sie wieder gefunden!“ Ueber diese Ausrufung gerieth Mademoiselle von Charolois in Schrecken, und

bat mich inständig, schneller zu gehen. Aber dieser Mensch verließ uns nicht, und hatte die Verwegenheit, ihr den Hut abnehmen zu wollen, um sie besser zu sehen. Sie stieß einen Schrei aus. Zur Belohnung dafür gab ich ihm einen Schlag mit der Faust in's Gesicht, daß er einige Schritte zurückprallte. Das Blut lief ihm aus der Nase; er erhob ein fürchterliches Geschrei und rief: „Räuber! Mörder! man entführt mir mein Weib!" Wir beschleunigten unsere Schritte; ich sah aber wohl, daß dieser Auftritt unangenehm enden würde, sprach deshalb der Prinzessin Muth ein, und beschwor sie, sich nicht zu fürchten und nicht zu reden.

Einige Kaufleute, welche auf das Schreien dieses Menschen aus ihren Läden kamen, hielten uns auf. Ich hatte nichts bei mir mich zu vertheidigen, war sehr einfach gekleidet und sah, daß Widerstand vergeblich sein würde. Die Wache, welche zum Unglücke in diesem Viertel die Runde machte, ward herbeigerufen, und ich fand nun, daß hier nichts anders zu thun war, als mich auf eigenes Verlangen zu einem Commissär führen zu lassen. Der Mensch hatte sich zu uns gesellt und schrie beständig, man sollte ihm seine Frau wieder geben. Das Volk, das ihn begleitete, schrie Zeter über uns, und er bezeigte seine Freude, uns bestraft zu sehen.

Die Verlegenheit der Prinzessin war über alle Beschreibung; sie zitterte entdeckt zu werden und verwünschte ihren unglücklichen Einfall zu Fuße zu gehen. Wir kamen beim Commissär der Straße der Comödie Française an. Vor ihm erhob unser Mann, oder vielmehr unser Teufel, von Neuem seine Klagen, und behauptete noch zuversichtlicher als bisher,

daß die Prinzessin seine Frau wäre. Es war ein Parfumeur aus der Straße de Bussy, den seine Ehehälfte, welche er entführt glaubte, zwei Jahre vorher verlassen hatte. Der Commissär schickte sich an, es zu protokolliren. Der Mensch drang darauf, die Prinzessin sollte sogleich ihr Gesicht sehen lassen; schon war er auf sie zugegangen und hatte sie mit Kloster und Strafe bedroht. Mein und ihr Streben ging dahin, nicht erkannt zu werden. Ich näherte mich daher dem Commissär und sagte ganz leise zu ihm: „Nehmen Sie sich in Acht! ich bin der Herzog von Richelieu, ich will nicht genannt sein.“ Bei dieser Erklärung veränderte sich die Miene des guten Mannes, der schon die Augenbrauen zusammen zog, indem er uns betrachtete; so sehr war er für den Kläger!

Hierauf redete ich den vorgeblichen Mann der Prinzessin an und sagte zu ihm: „dieses Frauenzimmer ist meine Geliebte. So viel will ich Ihnen wohl sagen, daß sie bei der Oper ist, aber Ihre Frau ist sie nicht; denn die habe ich niemals weder gesehen noch gekannt. Es ist sehr leicht, Sie davon zu überzeugen; allein wissen Sie, daß, wenn sie auf Ihrer Klage bestehen, ich Sie auf Bicétre setzen lasse.“

Bei diesen Worten glaubte ich, der Mensch wollte an die Decke hinaufspringen; „auf Bicétre! einen Bürger von Paris, der sich das Seinige nimmt, wo er es findet!“ — Zu gleicher Zeit wollte er die Prinzessin beim Arme ergreifen; aber ein zweiter Schlag mit der Faust bestrafte ihn für seine Verwegenheit. Der Commissär erhob seine Stimme und sagte zu ihm, er solle bedenken wo er wäre; seine Klagen, sähe er, hätten keinen Grund, und zur Strafe für seine Unbesonnenheit, angesehene Personen arretiren zu lassen, und den

gehörigen Respekt gegen seinen Richter aus den Augen zu setzen, verurtheilte er ihn, die Nacht in's Gefängniß nach Klein-Chatelet zu wandern! Nun ging es erst an ein Schreien und Fluchen; allein das beschleunigte nur seine Strafe, und des andern Tages gab d'Argenson Befehl, ihn nach Bicétre abzuführen, wo er sechs Monate Zeit bekam, für die Zukunft mehr Vorsichtigkeit zu erlernen.

Wir blieben beim Commissär bis sich der Volkshaufe vor der Thür wieder verlaufen hatte. Er entschuldigte sich wohl tausend Mal, daß er mir nicht gleich Anfangs alle Ehre erwiesen hätte, welche er meinem Range schuldig wäre; er erbot sich, zum Polizei-Lieutenant zu gehen, um den Befehl, den Handelsmann, welcher uns beleidigt hatte, nach Bicétre zu schaffen, unterzeichnen zu lassen. Kurz, wir hatten Ursache, mit ihm zufrieden zu sein. Ich bekam in der Folge Gelegenheit, diesem Manne einen Dienst zu erweisen, und that es mit Vergnügen. Er ließ uns einen Wagen kommen und ich begleitete die Prinzessin, welche noch nicht von ihrer Furcht befreit war, zu den Minoriten, wo ihre getreue Gefährtin sie schon lange erwartete. Sie versprach mir heilig, sich in Zukunft nie wieder einer solchen Gefahr auszusetzen, und dieses Abenteuer benahm ihr alle Lust zu dergleichen Zusammenkünften, die sie sonst, so oft sie konnte, veranstaltete.

Jetzt war ich doch von der Zudringlichkeit dieser Prinzessin, die fast immer um jeden meiner Schritte wußte und deren wachsame Eifersucht ich fürchtete, auf einige Zeit frei. So hatte ich mich auch von der Frau von Guebriant losgerissen, die in meiner Abwesenheit sich mit Broglié zu trösten gesucht hatte, und mir bei meiner Rückkunft einen

Brief schrieb, worin sie mir ihren Verdruß über meine Untreue bezeigte. Sie wußte aber nicht, daß ich von ihrer Aufführung unterrichtet war; ihre Vorwürfe schienen mir daher übel angebracht zu sein, und hatten mich so sehr erbittert, daß ich in meinem Unmuthe unter den Brief, den sie mit der Bitte schloß, ihr meinen Wagen nach dem Palais-Royal in den Küchenhof zu schicken, folgende Worte setzte:

„Der Ort der Zusammenkunft ist gut gewählt. Bleiben Sie ja in dem Küchenhofe für immer, denn Sie sind zu nichts besserem geschaffen, als die Küchenjungen zu bezaubern. Leben Sie wohl, mein kleiner Engel.“

Man kann leicht denken, daß ich nun lange Nichts von ihr hörte. Ich war auch sehr froh, von Niemand mehr behelligt zu werden, und mich ohne Störung der Liebe zu überlassen, welche ich für die Prinzessin von *** empfand, die wie ich glaubte, dauernder sein sollte, als die Liebe zu irgend einer Andern.

Meine kleine Wohnung, welche ich für die gute Michelin hatte einrichten lassen, kam uns sehr zu Statten; ich gab ihr dazu einen Schlüssel, und wer zuerst kam, wartete. Hier redeten wir mit einander ab, wie wir uns gegen einander betragen wollten. Die Prinzessin von *** suchte ihren guten Namen unbefleckt zu erhalten, und hatte mir deshalb auf's strengste eingeschärft sie selten zu besuchen; sie verbot mir, in Gesellschaft ihr den geringsten Vorzug vor Andern zu geben, für welchen kleinen Zwang uns dann unsre geheimen Zusammenkünfte entschädigen sollten. Die Herzogin von **, bei welcher ich sie oft sah, hatte nicht den geringsten Verdacht von unserem Liebesverständniß. Ich erhielt beinahe von jedem

Besuche, welchen sie ablegte, Nachricht; und in welchem Hause wir uns auch befinden mochten, so war ein einziges Wort im Vorbeigehen gesagt, uns Winkes genug zu einer Zusammenkunft. Niemals sah man uns beisammen, und ich hätte den Scharfsinnigsten auffordern wollen, unser Einverständniß zu entdecken. Auch ist es, glaube ich, das einzige, welches nicht bekannt ward. Es dauerte zwar nicht lange, aber die acht Monate, welche es währte, entging es doch der Scheelsucht des Publikums.

Einst fand ich in der kleinen Wohnung einen langen Brief von der Prinzessin von ***, worauf ich noch Spuren von Thränen erblickte. Sie berichtete mir darin, daß ihr Gemahl, nachdem er von Madame Dornano gänzlich verabschiedet worden wäre, nun wahrscheinlich nichts besseres zu thun wüßte, als sich in seine Frau zu verlieben. Anfangs hätte sie seine Bewerbungen für Scherz genommen, in der Folge aber gesehen, daß er sich wirklich mit ihr wieder aussöhnen wolle; allein ihre Liebe zu mir mache ihr seine Liebkosungen verhaßt, und sie wolle lieber sterben, als mir untreu werden; denn sie betrachtete es als eine Untreue, die so lange von ihm versäumten ehelichen Pflichten ihm nun wieder zu leisten. Sie theilte mir einen fast tragischen Auftritt mit, welcher in der vergangenen Nacht vorgefallen war.

Er war in der Nacht zu ihr gekommen. Vergebens hatte sie eine Unpäßlichkeit vorgeschützt; nichts war vermögend gewesen, ihn abzuhalten, sich ihr zu nähern. Der Prinz, der zu der Zeit, als er geliebt ward, den Genuß eines Weibes, das oft in seiner Gegenwart über seine Vernachläßigung seufzte, auszuschlagen, zwei Jahre lang Begierden gereizt

und nie befriedigt hatte, kehrt nach einem sehr gewöhnlichen Unfalle zurück, um verschmähte Rechte jetzt wieder geltend zu machen, wo er das Herz der Prinzessin nicht mehr besaß. Sie wollte aus dem Bette springen, und zeigte, als sie von ihrem Gemahl, der seine Ueberlegenheit zu benutzen strebte, daran verhindert ward, einen Widerstand und eine Beharrlichkeit, die ihn in Erstaunen setzte. Nichts schien ihr abscheulicher, als einem Liebhaber, den sie anbetete, untreu zu werden; sie drohte ihrem Gemahl, wofern er nicht nachließe, ihre Wuth gegen sich selbst auszulassen und sich den Kopf an dem Nachttische zu zerschmettern.

Der erschrockene Prinz, welcher durch die Anstrengung in diesem Kampfe, der eine ziemliche Weile gewährt hatte, kühler geworden war, versprach seiner Frau, sich ruhiger zu verhalten, wenn sie ihn anhören wollte. Er beklagte sich nun über ihre Weigerung, und versicherte ihr, er wolle, da er so unglücklich wäre, ihre Gunst nicht wieder zu gewinnen, in Zukunft alle Mittel anwenden, den Frieden herzustellen. Er gestand sein Unrecht ein, schwor es wieder gut zu machen, und sein ganzes Leben lang eine Frau anzubeten, der er nicht hatte Gerechtigkeit genug wiederfahren lassen. Alsdann ging er hinaus und entfernte sich, um ihr den ersten Beweis von seiner Unterwürfigkeit und dem Verlangen, ihr zu gefallen, zu geben. Dieser Brief machte mich eifersüchtig; ich fand es höchst sonderbar, daß ein Mann, der seine Frau bisher nicht beachtet hatte, sie nun, da es ihm beliebte, wieder zurücknehmen wollte. Ich war es einmal gewohnt, die Prinzessin von *** als mein Eigenthum anzusehen, und konnte den Gedanken nicht ertragen, sie mit Jemand zu theilen. Sie

kam gerade an, als ich an sie schrieb, und bestätigte mir Alles mündlich. Ihre Besorgnisse, sagte sie, nähmen zu; der Prinz verlasse sie selten, und wie der zärtlichste Liebhaber thue er Alles, was er ihr nur an den Augen absehen könnte; sie gestand mir, jetzt da sie mich liebe, komme ihr das abscheulich vor, was sie ehemals glücklich gemacht haben würde. Ich bat sie sehr, bei ihrem Widerstande zu verharren, und gab mir viele Mühe, ihr zu beweisen, ihr Gemahl verfolge sie jetzt nur aus Eigensinn so inbrünstig, und es ward mir nicht schwer, ein Weib zu überreden, dem das Herz alles das sagte, was ich ihr rieth.

Auf einem Ruhebette, die Arme um mich geschlungen, schwur sie mir eher zu sterben als ihrem Manne nur das geringste Recht einzuräumen; alle sollten nur mir aufbewahrt bleiben; die Liebe hätte sie mir gegeben, die beglückte Liebe betheure nun auch heilig, sie nur mir zu erhalten. Vielfältige Entzückungen begleiteten diesen Schwur, und an dem reizendsten Altare von der Welt, den ich mit Küssen bedeckte, versprach ich, mich ewig dieses köstlichen Augenblickes und des Opfers zu erinnern, daß sie mir eben dargebracht hätte.

Der Prinz von *** war wirklich in seine Frau verliebt. So ungünstig er aufgenommen worden war, so sehr hatte seine Liebe zugenommen. Von einem glücklichern Nebenbuhler verdrängt, von Madame Dornano verbannt, stellte ihm die Vernunft sie nun als eine Buhlerin dar, die sich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, ihn zu tyrannisiren. Die Binde der Liebe war ihm von den Augen gefallen; er sah sie wie sie war, stolz, herrschsüchtig und alles ihrem Eigensinne aufopfernd, und konnte nicht begreifen, woher er den

Muth genommen hatte, so lange mit ihr zu leben. Er fühlte die Marter, die ein Weib verursacht, welches einen solchen Charakter hat, und wie dadurch alle guten Eigenschaften verschwinden.

Eine Vergleichung, die er zwischen ihr und seiner Gemahlin anstellte, öffnete ihm über den Werth der Letzteren noch mehr die Augen; sie war ein Schatz, welchen er bisher vergraben hatte. Die Sanftmuth schien ihm die erste Tugend an seinem Weibe zu sein, eine Tugend, ohne welche man selten glücklich wird. Dies hatte ihn jetzt die Erfahrung gelehrt.

Des Prinzen Bewerbungen, von denen wir glaubten, daß sie nicht lange dauern würden, verdoppelten sich mit jedem Tage. - Er war ein besorgter und schüchterner Liebhaber, der alle Gelegenheiten aufsuchte, seiner Geliebten zu gefallen. Wohl sah er nun ein, daß seine Gemahlin sich über seine ehemalige Aufführung geärgert hatte; aber er hoffte, sein jetziges Betragen sollte sie zärtlicher als jemals gegen ihn machen.

Und doch mußte er erfahren, daß er auch nicht einen Schritt vorwärts kam; er glaubte daher, daß der Einfluß der Freunde seiner Gemahlin den glücklichen Augenblick beschleunigen sollte, welchen er mit Ungeduld erwartete. Er wandte sich an die Herzogin von **, welche die Vertraute seines Kummers ward und die Eheleute wieder auszusöhnen suchte. Das erfuhr ich Alles von ihr und traf meine Einrichtung darnach.

Die Prinzessin von ***, stets von ihrem Gemahle belagert, konnte nicht mehr so oft in meiner kleinen Wohnung

erscheinen. Unserer Verabredung gemäß ging ich selten zu ihr, und die Leere, die ich darüber empfand, trieb mich in Gesellschaft. Damals ließ ich mich mit der Marquise von Villeroi, einer Dame, welche ich in der Folge besser kennen lernte, in eine Verbindung ein.

Auch ging ich sehr häufig zur Herzogin von **, wo ich den Prinzen von *** antraf, der ihr seine Leiden vorklagte. Aus Langeweile gewann ich wieder Geschmack an ihr und entschloß mich, unser Bündniß zu erneuern. Ich hielt es nicht für schwer, weil sie mir viel Freundschaft bewies. Ein Umstand beschleunigte den glücklichen Fortgang meines neu entworfenen Planes.

Der Vater der Prinzessin von *** war auf dem Lande krank geworden, und seine Tochter hatte sich in aller Eile zu ihm begeben. Die Herzogin von ** reiste auch nach Nantes ab; und obgleich Mademoiselle von Charolois mir zur Aussöhnung schon die Hand geboten hatte, so zog ich doch vor, lieber die Herzogin von ** zu überraschen, der meine Ankunft großes Vergnügen machte. Ich hatte den Schlüssel, den ich mir einst machen ließ, zu mir gesteckt, und wollte alle Formalitäten, die alten Rechte auf sie wieder einzunehmen, vermeiden. Den ganzen Tag dachte ich auf nichts als ihr zu gefallen, was mir fast immer gelang, und ich glaubte wenig Hindernisse bei meinem Vorhaben zu finden.

Seit der Zeit, wo sich die Herzogin von ** vorgenommen hatte, blos auf dem Fuße der Freundschaft mit mir umzugehen, war mir auch nicht ein Mal ein Liebesverständniß von ihr zu Ohren gekommen. Da ich so häufig zu ihr kam, müßte es mir ein leichtes gewesen sein, zu sehen, ob

sie irgend Einem mit vorzüglicher Auszeichnung begegnete; allein im Gegentheil hatte ich wahrgenommen, daß sie diese nur mir bezeigte. Ihr Mund, welcher die schönen Entschlüsse der Weisheit sprach, ward oft von den Augen, in welchen sich die Liebe wider ihren Willen malte, der Unwahrheit bezüchtigt. Daß ich noch geliebt ward, wußte ich gewiß, und in dieser Ueberzeugung begab ich mich, als ich glaubte, daß Alles eingeschlafen wäre, in meiner Freundin Schlafzimmer.

Wie früher that der Schlüssel seine Schuldigkeit. Die Herzogin las, und schien ganz erstaunt zu sein, mich ankommen zu sehen. „Was fällt Ihnen ein, Herr von Richelieu?" sagte sie zu mir. „Wie, Sie haben noch den Schlüssel? — Ich hoffe, Sie werden sich wieder nach Ihrem Zimmer begeben."

Zuweilen fand ich ein Vergnügen darin, das kleine Kind bei ihr zu machen. — Ich fiel auf die Knie vor ihrem Bette, faltete die Hände und bat sie in einem kindischen Tone um Verzeihung für meine Verwegenheit. Ich fürchtete mich, sagte ich, ganz allein zu liegen und käme deshalb zu ihr; ich wäre eine arme Waise, die man in Schutz nehmen müßte; eine Pflicht, welche der Himmel selbst empfohlen hätte.

Meine Geberden, meine Stellung, meine Art zu sprechen, Alles machte sie lachen, und ich war in ihrem Bette, ehe sie nur noch ein Wort vorbringen konnte. Jetzt verschwanden ihre Pläne, sie widersprachen zu sehr ihrem Herzen, und hatte die Vernunft seit langer Zeit die Herrschaft über das Herz geführt, so triumphirte nun das Herz vollkommen über die Vernunft. Dieses Mal war mein Vergnügen eben so süß als das erste Mal, und meine Liebe zur Prinzessin von *** schien gänzlich zu erlöschen und den Gegenstand vertauscht

zu haben. Unsere beiderseitige Trunkenheit dauerte beträchtliche Zeit; wir entschädigten uns für das lange Entbehren und sie bereuete, daß sie der Vernunft so selige Augenblicke geopfert hatte.

Aus einer zurückhaltenden Freundin, welche die Herzogin von ** gegen mich gemacht hatte, war sie die zärtlichste Geliebte geworden; ganz berauscht in dem gegenwärtigen Glücke warf sie auch nicht einen Blick in die Zukunft; sie sagte mir bloß als ich von ihr ging: „ach mein Freund, das war wieder eine Nacht, die mich auf lange Zeit unglücklich machen wird." Ich versicherte ihr, daß es nur auf sie ankäme es nie wieder zu werden; ich versprach ihr so treu, als es mir möglich wäre zu bleiben, und sagte, wenn sie mich liebte, so sollte sie über kleine Verirrungen, woran mein Herz selten Theil hätte, die Augen zudrücken. „Man muß seine Freunde selbst mit ihren Fehlern lieben," erwiderte sie, und stieß einen Seufzer aus.

Am folgenden Tage kehrte ich wieder nach Paris zurück, in der Hoffnung von der Prinzessin von *** Nachrichten zu erhalten, welche mir unter einem angenommenen Namen und unter der Adresse eines Kaufmannes, der nahe bei meinem kleinen Hause wohnte, schreiben wollte. Er nannte sich Jory, à la trüye qui file. Und wirklich fand ich auch daselbst einen Brief vor, in welchem sie mir berichtete, daß ihr Vater schon viel besser sei und sie hoffen dürfe in einigen Tagen bei unserer Freundin der Herzogin ** auf dem Lande zu sein.

Die Marschallin von Villars war wieder nach Paris zurück gekommen und bat mich zum Abendessen; ich fand da-

selbst Mademoiselle von Charolois, die mich kaum einiger Blicke würdigte. Sie glaubte, daß mich das verdrösse; ich that aber, als ob ich auf ihren verachtenden Ton nicht merkte, und plauderte viel mit der Frau de la Rochefoucault, die allerliebst war. Meine Scherze wurden laut belacht, und dies zog mehrere Personen von der Gesellschaft zu uns; die Freude ward allgemeiner; ich war ausgelassen lustig, und man schien sich an meinen Thorheiten zu ergötzen. Auch die Marschallin von Villars konnte sich nicht erwehren, Mademoiselle von Charolois, welche mit der Frau von Soubise plauderte, zu verlassen und zu uns zu treten; und bald darauf befand sich die ganze Gesellschaft in unserm Kreise.

Mademoiselle von Charolois, welche es sehr verdroß, nicht unter den Uebrigen zu sein, ging endlich auch zu uns über und sagte: „man ist ja hier sehr aufgeräumt.“ „Unsere Freude wird noch weit größer sein, wenn Sie dazu beitragen wollen,“ antwortete ich ihr, faßte sie bei der Hand, und fing die schon angefangene Anekdote wieder von vorn an. Die Prinzessin, deren Gesicht sich wieder aufheiterte, machte mir darüber ihr Compliment; und ich sah wohl, daß man daraus eine gute Vorbedeutung für unsere Aussöhnung zog. In der That verrieth auch ihr liebenswürdiges Betragen, daß sie zu gefallen strebte, und ich glaube fest, es würde mir nicht schwer geworden sein, die verschmähten Rechte auf sie wieder geltend zu machen. Aber es lag damals nicht in meinem Plane; ich ging gleich nach dem Abendessen fort, um alle Erklärung zu vermeiden.

Als ich zu Hause kam, fand ich ein Billet von Madame Daverne vor, welche der Marschallin Estrées zu Saint-

Cloud ein Fest gab, wobei der Regent auch zugegen sein würde. Es lautete so:

„Obgleich Sie es nicht verdienen, daß man noch an Sie denkt, obgleich Sie ein Mann sind, auf welchen sich eine Dame am allerwenigsten Rechnung machen darf, so will ich Ihnen doch noch einmal zeigen, daß ich Sie nicht vergessen kann. Ich gebe morgen ein Fest in Saint-Cloud. Soll es vollkommen für mich sein, so muß ich das Vergnügen haben, Sie dabei zu sehen. Leben Sie wohl! Ich rechne auf Sie.“

Die Neugier lockte mich des andern Tages zu Madame Daverne, und sie war sehr vergnügt über meine Ankunft. Es gab eine schöne Illumination auf dem Wasser und ein Feuerwerk. Alles war in einem Ueberflusse da, der für die reichen Geschenke des Regenten zeugte. Er hatte die Güte mir zu sagen, daß man mich gar nicht mehr in Luxemburg sähe, und setzte hinzu, daß er des andern Tages bei der Herzogin von Berry zu Abend speisen würde. Ich sah wohl, daß dies ein Befehl war mich auch daselbst einzufinden.

Indessen war ich es nicht Willens zu thun, weil ich mir vorgenommen hatte zur Herzogin von ** wieder zurück zu kehren; allein die Nothwendigkeit zwang mich, dies noch einen Tag zu verschieben. Ich begab mich nach Luxemburg, wo ich Madame Daverne, Mesdames Parabere, de Gesvres und du Defant antraf. Die Herzogin von Berry machte die Wirthin ganz vortrefflich. Es waren eben so viel Herren als Damen, der Regent, der Marquis de la Fare, Riom Fargis und ich.

Nach dem Spiele setzte man sich zur Tafel, und der

Regent schlug vor, den Damen scharf zuzutrinken, um ihren Charakter beurtheilen zu können. Der Vorschlag ward angenommen, und wir bekamen Alle ein Räuschchen. Der Regent, durch den Wein ausgelassener geworden als die Uebrigen, sang Lieder, die mehr als lustig lauteten, und begleitete sie mit Geberden, die für die Damen noch sprechender waren; ein Jeder folgte seinem Beispiele. La Fare versprach uns eine magische Laterne von seiner Arbeit zu zeigen. Man richtete das Zimmer dazu ein, und er ließ eine Anzahl Kupferstiche aus dem Aretin vor unsern Blicken vorüber gehen, worunter passende Couplets von ihm standen. Während der zur Vorstellung nöthigen Dunkelheit hatte sich Jeder einer Dame bemächtigt, ich wollte auch meine Hände bei Einer, die neben mir war, unterbringen, aber ich fand den Platz schon von einem Andern besetzt. Ich wandte mich daher an meine Nachbarin, und mir war geholfen.

Als wir von diesem Abendessen nach Hause fuhren, fiel jenes seltsame Abenteuer mit dem Regenten vor, welches beweist, in welchem Grade er seine Vernunft verloren hatte. Er saß mit la Fare und Fargis in seinem Wagen. Man sprach eine Zeit lang kein Wort. Fargis und la Fare aus Achtung nicht, weil sie glaubten, der Regent wäre eingeschlafen. Aber bald darauf brach er das Stillschweigen und redete la Fare mit den Worten an: „Mein Freund, ich bitte Dich thue mir einen Gefallen.“ Dieser antwortete ihm, er stehe zu Befehl. — „Du darfst mir's aber nicht abschlagen, Freund, — schneide mir hier die rechte Hand ab.“ — La Fare glaubte, er scherze, allein da der Regent darauf bestand, so

sagte er ihm rund heraus, er würde ihm nicht gehorchen, und fragte, was ihn zu einem so sonderbaren Entschlusse bewege. Der betrunkene Regent antwortete: „wie! riechst Du denn nicht, wie meine Hand — Ich habe mich schon deshalb mit riechenden Wassern gewaschen, aber dieses Gemisch hat einen solchen Gestank erzeugt, daß mir der Kopf davon ganz abscheulich weh thut; ich will es nicht länger ausstehen, schneide mir die Hand ab.“ Zu gleicher Zeit hielt er sie la Fare an die Nase, aber dieser versicherte ihm, er rieche nichts. Sie stritten sich mit einander, der Regent bestand darauf, daß man ihm die Hand abschneiden sollte, und jener weigerte sich schlechterdings es zu thun. Zum Glück für la Fare kamen sie indessen im Palais-Royal an, wo der Regent, vom Schlaf überwältigt, sein lächerliches Verlangen vergaß.

La Fare, noch ganz ausgelassen über das Vorgefalleue und ebenfalls betrunken, hatte die Unvorsichtigkeit, Lurgi dieses Abenteuer zu erzählen. Es kam zu den Ohren der Frau von Parabere, welche dem Regenten den Zustand, worin er sich versetzt hatte, vorwarf. Vergebens stellte Frau von Gevres ihr vor, sie möchte doch einen Liebhaber behutsamer behandeln, der der Herr ihres Glückes wäre, nichts konnte sie zurückhalten, sie hörte nicht auf zu schmähen. Er wollte nun den Urheber eines solches Gerüchtes wissen. Man nannte ihm la Fare; dieser kam, und der Regent sagte im Zorne zu ihm: er würde, wenn er nicht so gut wäre, ihn aus dem Fenster werfen lassen. La Fare bat ihn auf den Knieen um Vergebung, und brachte zu seiner Entschuldigung vor, er hätte, da er noch weit betrunkener gewesen wäre als seine

königliche Hoheit, den Einfall, sich die Hand abschneiden zu lassen, so außerordentlich gefunden, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, ihn zu verschweigen.

Der Regent, noch immer auf ihn zornig, wandte ihm den Rücken zu, und la Fare zog sich das so sehr zu Gemüthe, daß er, wahrscheinlich schon zu einer Krankheit geneigt, welche er sich durch seine häufigen Ausschweifungen zugezogen haben mochte, ein sehr heftiges Fieber bekam, von welchem Cirai ihn durch eine Menge Aderlässe und den häufigen Gebrauch des Brechmittels befreite. Diese Krankheit beunruhigte la Fares Freunde, insbesondere aber die junge Prinzessin von Conti, die in ihn verliebt war. Der Regent, welcher gutmüthig war, besuchte ihn einige Male, um ihm zu zeigen, daß er ihn wieder in seine Gnade aufgenommen hätte, und dies beschleunigte seine Genesung.

Ich war wieder zu der Herzogin von ** auf's Land zurückgekehrt, wohin sich die Prinzessin, wie sie mir geschrieben hatte, auch begeben wollte. Sie kam einen Tag später an als ich, ihr Großherr begleitete sie, und dies diente mir eben nicht zum größten Vergnügen. Sie konnte sich von ihrem ewigen Gefährten nicht los machen, er spielte den ersten Liebhaber bei seiner Ehehälfte. Da er aber sah, daß er nicht weiter kam, so flehte er die Freunde seiner Gemahlin um Vermittelung an.

Insbesondere wandte er sich an die Herzogin von **, die ihm ihr Bestes zu thun versprach. Als ich einst lange mit seiner Gemahlin und der Herzogin geplaudert hatte, kam er zu mir und sagte, er wäre der unglücklichste Mann von

der Welt, erzählte mir dann Alles, was ich schon wußte, und bat mich, in Verbindung mit der Herzogin seine Frau dahin zu bewegen, daß sie ihm sein früheres Unrecht vergeben möchte; er sah wohl, daß ich bei der Herzogin in Ansehen stand, und bediente sich meiner, um sie an das ihm gegebene Versprechen zu erinnern.

Seine Gegenwart verscheuchte alle Gelegenheit zu dem Vergnügen, das ich mir mit der Prinzessin von *** versprochen hatte. Ihr Zimmer lag neben dem seinigen, und sie wagte es nicht, mir den Eintritt zu verstatten. Ein einziges Mal konnten wir uns auf einige Augenblicke in einem kleinen Pavillon genießen, doch hatte die Furcht unser Vergnügen gemindert, und ich wußte nicht, was ich erfinden sollte, um mehr Freiheit zu bekommen. Es ist wahr, die Herzogin von ** entschädigte mich für diese Widerwärtigkeit, ich benutzte fast alle Abende meinen Schlüssel, sie zu besuchen, und sie war zärtlicher und liebreizender als jemals. Weit entfernt indessen, mich dadurch für entschädigt zu halten, vermehrte die Schwierigkeit, die Prinzessin unter vier Augen zu sehen, nur noch mehr meine Sehnsucht nach ihr.

So vergingen einige Tage, ich kannte des Prinzen von *** Geschmack am Piquet, die Herzogin von ** war dem Spiele auch nicht Feind. Und da der Regen eines Abends uns am Spaziergange verhinderte, so schlug ich dem Prinzen eine Partie vor, die er annahm; allein bald darauf that ich, als ob mir beifiele, daß ich noch nach Paris zu schreiben hätte, und bat die Herzogin, meine Karten zu nehmen. Mit der Prinzessin hatte ich die Abrede genommen, sie sollte, wenn sie ihren Gemahl beim Spiele sähe, sich nach meinem Zim=

mer verfügen, mein Wink sagte ihr, daß ich sie erwartete und ich war nicht lange da, als sie auch ankam. Nun entschädigten wir uns etwas für unsern Zwang, und mich belustigte die Vorstellung mit der Prinzessin eine Partie zu machen, während ihr Gemahl und die Herzogin auf meine Veranstaltung auch eine spielten.

Des andern Tags war ich noch glücklicher; der Prinz von * * *, in Verzweiflung über die neuen fruchtlosen Versuche bei seiner Gemahlin, sagte zur Herzogin von * * und mir, er müßte, wenn sie bei ihrer Weigerung beharren würde, glauben, daß sie einen Andern liebe. Wir suchten ihm dieses auszureden. „Nun wohl denn," erwiderte er, „so machen Sie, daß sie vernünftigen Vorstellungen Gehör giebt." In dem Augenblicke sah er sie, in der Gegend, wo der Pavillon lag, in das Gehölz gehen, und bat mich ihr nachzugehen und in seinem Namen ernstlich mit ihr zu sprechen. Ich stellte mich, als ob ich Bedenken trüge, diesen Auftrag zu übernehmen. Die Herzogin von * * ersuchte mich aber gleichfalls den Vermittler zu machen, und der Prinzessin zu sagen, daß es einmal Zeit wäre zu verzeihen. Dann sollte ich sie in den Saal bringen, wohin sie sich auch begeben und mich erwarten wollten, um den letzten Versuch mit ihr zu machen.

Ich ließ mich nicht lange bitten, und nahm mir vor, die Gelegenheit, welche sich so glücklich darbot, nicht ungenützt vorbei zu lassen. Die Prinzessin befand sich schon in dem Pavillon. Anfangs lachten wir recht herzlich über meine Rolle, und dann beredete ich sie, eine andere mit mir zu spielen. Wir benutzten vollkommen den Augenblick, welchen uns die Liebe verschaffte, und der zu köstlich war, als daß er uns

nicht hätte schnell entschwinden sollen. Noch ein Mal gab sie mir ihr Wort, den Bitten ihres Gemahles nicht nachzugeben, und sagte zu mir, ich sollte mich nun nach dem Saale, wo man sie erwarte, verfügen und ihre Ankunft melden.

Des Prinzen von *** Ungeduld war unbeschreiblich. Ich antwortete auf seine Fragen: anfangs hätte mich die Prinzessin sehr wohl empfangen, in der Folge aber hätte ich nicht sehr Ursache gehabt zufrieden zu sein, sie wäre indessen unter Weges um sich gegen ihn zu erklären. Als ich noch sprach kam sie auch an und sagte ihm: sie erstaune, daß er sich an der Freundschaft und Aufmerksamkeit, welche sie für ihn hege, nicht begnügen lasse; er wäre ja der Erste gewesen, der die zärtlichste Liebe nicht hätte erwidern wollen. „Zwei Jahre lang," fuhr sie fort, „habe ich nach ihrer Rückkehr geseufzt, und bin nun endlich, nachdem ich sah, daß ich verdammt war meine zärtlichen Gefühle zu unterdrücken, zu der Ruhe gelangt, die Sie in mir hervor zu bringen, ein so großes Verlangen bezeigten. Diese Wirkungen sind ihr Werk; und es ist jetzt nicht mehr Zeit, sie wieder zu vernichten." Sie reichte ihm die Hand, that ihm den Vorschlag, mit ihr auf einem bloß freundschaftlichen Fuße zu leben, und bat ihn flehendlich nichts weiter von ihr zu verlangen. Alles dieses sagte sie mit so vielem Adel und Stärke des Geistes, daß die Herzogin von ** nicht wußte, was sie ihr antworten sollte; und ihr Gemahl verließ sie, ganz außer Stande, einen Entschluß zu fassen.

Nach unserer Zurückkunft in Paris sahen wir uns selten in der kleinen Wohnung. Der Prinz war außerordentlich eifersüchtig geworden; er hatte seine Frau genötbigt, dem noch

immer verliebten Gontault, der sie häufig besuchte, die Thür zu verschließen. Mir schrieb sie, sie hätte einen Argus, der sie unaufhörlich bewache. Ich hatte sie nun seit vielen Tagen nicht gesehen, und wollte es wagen, sie zu besuchen; seine Verbote gingen mich nichts an; ich fand sie allein. Sie klagte mir den Kummer, welchen ihr die heftige Eifersucht ihres Gemahls verursachte und sagte mir, daß wir uns eine Zeit lang nicht sehen dürften. Aus Besorgniß, ich möchte sie vielleicht nicht sprechen, hatte ich ihr auch geschrieben, und ihr in dem Briefe ein Mittel vorgeschlagen, wie sie mir von ihrem Befinden Nachricht geben könnte; ich händigte ihr denselben ein um Gebrauch davon zu machen, indem ich immer besorgte überrascht zu werden und mit ihr nicht ausführlich reden zu können. Noch hielt sie den Brief in der Hand, als der Prinz von *** herein trat; sie war nicht vermögend ihre Bestürzung zu verbergen; und ich gestehe es, ich selbst hatte diesen Ueberfall nicht erwartet. Das erste, was die Prinzessin that, war, daß sie den Brief zu verstecken suchte; ihr Gemahl aber nahm eine erzwungene lächelnde Miene an und sagte zu ihr, indem er ihre Hand ergriff: „das muß ein sehr wichtiges Papier sein, was sie da vor mir zu verbergen suchen!" Die Prinzessin stotterte; ich sah, daß er es ihr mit verdoppelter Anstrengung zu entreißen strebte; diesem glaubte ich zuvorkommen zu müssen; sie überließ es mir. Nun sagte ich zu ihrem Gemahle: „dieser Brief, mein Herr, gehört mir; es stehen Sachen darin, die Ihnen gleichgültig sind, und die ich nur Ihrer Frau Gemahlin mittheilen wollte." Der Prinz, blaß und zitternd vor Zorn, antwortete mir, er erlasse es mir seiner Gemahlin Geheimnisse mitzutheilen, die er nicht

wissen dürfe. Ich ging fort, in der Ueberzeugung, daß der Prinz mir folgen werde; aber er kam nicht.

Des Abends traf ich ihn in der Oper an; er zog mich bei Seite, und nachdem er mir erst den Vorwurf gemacht hatte, daß ich ein treuloser Freund wäre, der seine Gemahlin zu verführen suche, statt so edel zu sein, sie wieder mit ihm auszusöhnen, so fragte er nach der Ursache meines Betragens. Wir kamen des andern Tages früh auf dem Boulevard, nahe bei meinem Hotel, zusammen. Jeder hatte nur einen einzigen Bedienten zum Zeugen. Schon wegen eines Duelles mit Rocé war ich in der Bastille gewesen; wir wollten daher dieses nicht bekannt werden lassen.

Der Prinz, welcher außerdem schon wenig Gewandheit besaß, hatte sie jetzt noch weit weniger, da er von der Wuth, welche ihn beherrschte, hingerissen ward. Drei bis vier Mal hatte ich Gelegenheit, ihn zu erstechen; aber ich wollte ihn nur entwaffnen, oder am Arme verwunden, indem ich ihm weit überlegen war. Das Schicksal wollte es anders; ich bekam einen Stich, der mir die Brust von der einen Seite zur andern hätte durchbohren müssen, der aber, indem er zum Glück auf eine Rippe traf, längst der Brust wegglitschte, und mir nur eine tiefe Wunde im Fleische machte. Ich hielt mich für weit gefährlicher vewundet; der Prinz von * * * glaubte es selbst. Nach dem Blute, welches heftig hervorströmte, hielt er mich für todt; er empfahl mich meinem Bedienten und entfloh.

Es währte einige Tage, ehe ich genaß, und nun ließ ich mich wieder öffentiich sehen, um allen Verdacht eines Zweikampfes zu entfernen. Eine Ahnung aber, der ich mich nicht

erwehren konnte, machte mich um die Prinzessin von * * * besorgt; ich erhielt keine Nachrichten von ihr, und die erste, welche ich bekam, meldete mir ihren Tod. Ein Donnerschlag hätte mich nicht mehr zerschmettern können. Wäre meine Wunde gefährlicher gewesen, es hätte mir sicher das Leben gekostet.

Ich begab mich zur Herzogin von * *, und vereinigte meine Thränen mit den ihrigen; sie war weit entfernt, sich einzubilden, daß ich eine theure Geliebte in ihr beweinte: Niemand hatte auch nur den geringsten Verdacht von einem Liebesverständnisse zwischen uns, und von einem Duelle wußte man gar nichts. Die Prinzessin litt bei ihrem Leben an heftigem Herzpochen, und man schrieb ihren Tod einer zu plötzlichen Zusammenziehung dieses Organs zu.

Was mich betrifft, ich wußte nicht, was ich denken sollte; ich fürchtete die eifersüchtige Wuth des Prinzen von * * *, und doch, wäre er mir in diesem Augenblicke allein begegnet, ich hätte ihn meiner Rache aufgeopfert. Lange nachher erfuhr ich von der Kammerjungfer, die für das Verschweigen des Geheimnisses gut bezahlt worden war, daß nach unserem Duelle der Prinz von * * * seine Gemahlin aufgesucht, und nach vielen Vorwürfen ihr versichert hätte, ich wäre im Duell mit ihm geblieben. Sie bekam hierauf fürchterliche Convulsionen, und noch an eben demselben Abend sah dieses Mädchen sie beim Zubettegehen einige Tropfen eines ihr unbekannten Liqueurs in Orangenwasser gießen, welches wahrscheinlich die Vermuthung veranlaßte, sie hätte sich vergiftet. Man fand indessen keine Spur von Gift.

Ich brachte einige Zeit bei der Herzogin von * * auf

dem Lande zu, wo die tröstende Freundschaft die zu schmerzhaften Erinnerungen verlöschte. Das Vergnügen entfernte den Kummer, und das zerstreute Leben, das ich in Paris führte, gab mir bald meine Ruhe wieder.

Frau von Villeroi, ein junges und artiges Weib, welches ich oft bei ihrem Schwiegervater sah, entzündete von neuem mein Herz, ich hatte das Glück gehabt, ihr zu gefallen, und wird man geliebt, so findet man leicht Gelegenheit Proben davon zu erhalten. Wir fingen einen Roman an, der um der Abenteuer willen, die er veranlaßte, sehr lustige Folgen hatte.

Zu eben der Zeit söhnte ich mich auch wieder mit Mademoiselle von Charolois aus, und unterhielt unter ihren Augen sechs Liebschaften, die mir genug Beschäftigung gaben. Das war auch beinahe das Einzige, was man am Hofe thun konnte! — — —

* * *

Allen Nachforschungen ungeachtet, ist es nicht möglich gewesen, eine Fortsetzung der Handschrift des Marschalls von Richelieu aufzufinden; ja man weiß selbst nicht einmal bestimmt, ob es eine giebt!

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Richelieu, Louis Français A. D.

Memoiren des Herzogs von Louis Français A. D. Richelieu Aus dem Franzö
sischen

Berlin 1860, 1861